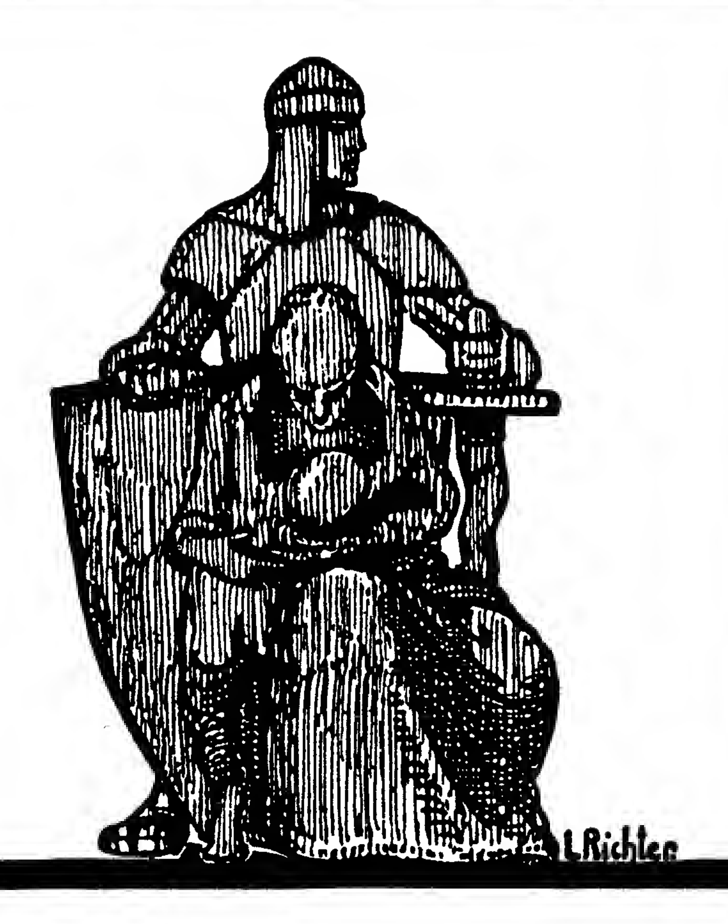


Deutsche Rast

Völkische, unterhaltende Erzählungen, Tatsachenberichte, Novellen, Balladen und Gedichte / Herausgegeben im Jahre

1940

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

Deutsche Rast 1940

(früher Tannenberg-Jahrbuch)

Zusammengestellt von Hanno v. Kemnitz
Zeichnungen von Hans Günther Strick



19 40

Ludendorffs Verlag GmbH. / München 19

Druck von Ludendorffs Verlag GmbH., München

Inhaltsverzeichnis

Bilderverzeichnis

Am 9. Ostermonds 1940 jährt sich zum 75. Male der Geburttag des Feldherrn Erich Ludendorff

Erich Ludendorff

Dein leiblich Bild hat uns der Tod entrückt.
Wir sahen oft Dich ragend vor uns stehen,
Von Deiner Güte königlich beglückt
Und angerührt von Deiner Würde Wehen.

Wir lauschten Deinem inhaltschweren Wort,
Wenn Deine Augen lichtes Feuer sprühten
Und Herz und Seele über Zeit und Ort
Für Deines Volkes ew'ges Leben glühten. –

Was Du uns warst in Deinem stolzen Sein,
Das wird tief innen immer uns begleiten.
Du bist nicht tot! In alle Zeit hinein
Wirst Du der Freiheit kühn den Weg bereiten.

Erich Limpach

Deutsche Seele — Deutsches Wort

Zugleich ein Namenbüchlein für völkische Deutsche

(Fortsetzung, 1. Teil siehe Tannenbergjahrbuch 1939, Seite 66—78)

Von Dr. Wilhelm Matthießen

„Mögen meine Erkenntnisse in Zukunft der Anlaß werden, die Muttersprachen der Völker als köstlichen Born für die Enthüllung der Erbeigenart zu werten."

(Dr. Mathilde Ludendorff: „Das Gottlied der Völker", Seite 286.)

Waltende Gottheit und Reich

Gehen wir in die Zeiten zurück, in denen unsere germanischen Vornamen entstanden, so dürfen wir zur Erklärung dieser Namen nicht die heute übliche Bedeutung der den Namen bildenden Wortbestandteile heranziehen, sondern nur die alte, die es doch allein war, welche dem Namen seinen Sinn gab. Nehmen wir etwa den Vornamen des Feldherrn Ludendorff, so ist die oft gegebene Erklärung „Der Ehrenreiche" für Erich (= Erarich) zwar recht schön und einleuchtend, darum aber doch nicht ganz richtig. Das altniederdeutsche und althochdeutsche Wort ëra hatte den Begriff von dem, was wir Ehre nennen, erst in zweiter Linie. Vor allem hieß es so viel wie „Schutz", „Hilfe", die man eben dem zuteil werden läßt, den man ehrt und schätzt. Liegt doch dem Wort ëra das gotische aistan (lat. aestimare) = schätzen zugrunde. Und der zweite Bestandteil des Namens? Das ist rich, ein Wort, urältestem Sprachgut entwachsen. Schon sanskritisch rajan bedeutete Herrscher, lateinisch rex und gotisch reiks König. Das sächliche Hauptwort dazu war im Altnordischen riki = die Herrschaft, — das Reich! Dementsprechend bedeutete das Eigenschaftwort reich ursprünglich nicht etwa den Besitz von vielem Geld, sondern ein „reicher" Mann war damit zunächst als ein Mensch von hoher, ja königlicher Abkunft gekennzeichnet. Dann erst kam die Bedeutung mächtig, besitzend. Somit ist der Sinn des Namens Erich jetzt klar; er lautet: hoher, königlicher Schützer; mehr abgeschwächt: mächtiger Schutzherr.

Lassen wir uns aber nun weiter noch hinabführen in die Zeiten, immer tiefer hinab in das uns jetzt aufgetane „Helgafell", den „heiligen Berg" der Ahnen. Und wir werden bald das schöne Glück haben, vor den Grundmauern des ewigen Deutschen „Reiches" zu stehen.

Beginnen wir den Weg, geführt von der hohen germanischen Frau; das will sagen: ich nenne jetzt einige der herrlichsten Frauennamen unserer Sprache. Zuerst Regina, — nicht zu verwechseln, obschon beide Worte urverwandt sind, mit dem lateinischen Regina, die Königin. Der Deutsche Name jedenfalls wird, wie fast alle Deutschen Worte, auf der ersten Silbe betont. Es heißt also Régina. Das kommt her von regin, und unter den Regin verstanden unsere Ahnen die Götter, besser und Deutscher gesagt: die „hochheiligen göttlichen Mächte", die „Ratenden". Noch im Heliand steht regano giskapu, — „der Ratenden Schöpfung". Somit ist regin, altnordisch rögn nichts als ein anderes Wort für „das Gott", „das Gött-

liche". Diese regin stehen (Golther, Myth. 195. Khull 105) als eine Art „Vorsehung", als „ratende Urgottheit", als „Weltallswille" über allem Werden und hinter allem Vergehen. „Waltende Gottheit" bedeutet das Wort. Also heißt Régina etwa: Die aus göttlichem Urwissen ratende Frau. Ihr gegenüber steht der Mann mit Namen Régino. Dann weise ich noch auf den wundervollen gotischen Namen hin: Ragnahilda, Raganhild, nordisch Ragnhild: die Kämpferin göttlichen Rates. Deutsch: Reinhild. Dasselbe bedeutet Reglind, während Regiwissa heißt: die um göttlichen Rat wissende.

Allem dem liegt nun zugrund wieder die uralte Wurzel reg, und die bedeutet lenken, ordnen. Lateinisch rex und gotisch reiks, der König, — das heißt also ursprünglich „der Lenkende". Und „recht", das aus der gleichen Wurzel stammt, ist eigentlich „das (richtig) gelenkte". Damit kommen wir auch wieder auf das schon genannte „Reich", das wir jetzt in voller Klarheit erkennen, nachdem wir sahen, wie seine Wurzel aus den regin, der „ratenden", „lenkenden Gottheit" entspringt. Wie ein wunderbarer Baum ist diese ganze Wortsippe: in der Tiefe schlummert, von göttlichen Kräften genährt und umhegt, die Wurzel reg — lenken —, aus der dann lateinisch rex, keltisch rig (König) entsprießen — denken wir nur an die Namen der keltischen Volkshelden bei Caesar: Ambiorix, Vercingetorix, Dumnorix, — diese Wurzel rig, aus der auch die regin, die „waltende Gottheit" ihren Namen hat. Und dieses Baumes „reiche", also herrschende, königlich weit über uns hinrauschende Krone ist das Deutsche Reich. Dieses Reich mit seinem großen Volkskönig Heinrich I.; Heinrich bedeutet „Heimes Herrscher", „Heimes Mächtiger". Und dieses Heim ist unser Reich. Niemals aber darf wiederkehren jene furchtbare Zeit, die gleichgültig zusah, wie dieses Reich zu Tode wund lag, ja, die es in der wahnwitzigen Wut christlicher Glaubenskämpfe nach Herzenslust immer mehr zerfleischte und dabei mit irrem Augenaufschlag in den Kirchen sang: „Das Reich muß uns doch bleiben." Das schöne leuchtende Reich der regin, der waltenden Gottheit, zerschlug man um eines gespenstischen Reiches Gottes, Jahwehs, um des „Reiches" Zion willen!

Doch nennen wir noch andere Namen: Alarich ist „der ganz Mächtige", Dietrich „Der Volkskönig", Friedrich „Der Friedensgewaltige", Gotrich „Der im Göttlichen Gewaltige", Helmrich „mächtiger Schützer", Roderich „Ruhmmächtiger".

Damit sahen wir ihn in seiner ganzen Größe, am heiligen Quell den Weltenbaum des Reiches, in dem die regin, das Göttliche waltet; wir hören wie er über uns rauscht in all seiner Macht und Herrlichkeit, ein Wissen, das uns tiefe Beglückung bringt, zugleich aber von jedem Einzelnen höchste Verantwortung fordert.

Das Märchen

Das Wort Märchen hat in den letzten Jahrzehnten einen traurigen und für die Deutschen beschämenden Bedeutungwandel durchgemacht. Aber vielleicht ist es heute noch möglich, dieser Entwicklung ins Häßliche Einhalt zu gebieten; freilich nur dann, wenn jeder Redner und Schreiber sich seiner hohen Verantwortung der

Muttersprache gegenüber tiefer bewußt wird. „Ein Volk verliert seine Würde nicht durch verlorene Kriege, sondern durch den Verfall seiner Sprache, und der eigentliche Hochverräter ist der Sprachverderber", — so sagt der große Dichter Josef Weinheber. Ein solcher Hochverrat an der Deutschen Seele und ebenso am Märchen selbst ist das leichtsinnige, gedankenlose und dumme Bestempeln des schönen alten und ehrwürdigen Wortes mit der neuen Bedeutung „Lüge". Lügenhafte Ausreden vor Gericht sind — Märchen. Erlogene Berichte der jüdisch-freimaurerischen Auslandpresse sind — Märchen. „Er erzählt Märchen" ist schlechthin ein Gleichwort geworden für „er lügt", „er fälscht", „er verleumdet". Und so allgemein wendet man diese nichtswürdige Bedeutung an, daß selbst das echte Deutsche Märchen dasteht wie ein verwunschenes Königskind, angetan mit dem abscheulichen Mantel der Lüge. Denn selbst für unsere Kinder ist das Märchen dadurch einfach zur lügenhaften, unwahren, ja unmöglichen und unwürdigen Geschichte geworden. Nur die ganz Kleinen sind noch gläubig; aber man braucht nur etwa am Funkkasten darauf zu lauschen, in welch gemachtem, gekünsteltem, gespieltem Ton die verschiedenen „Märchentanten" — (Ausnahmen zugegeben) — den Kindern diese köstlichen Kunst- und Dichtwerke Deutscher Sprache vorzwitschern; wie dieser Ton ohne Glauben, ohne Wärme und Tiefe ist; ja, wie sie die Märchen verhunzen und verkinkerlitzen, — dann begreift man, warum das Kind sich meist schon nach den ersten Schuljahren von dem Märchen abwendet, das heute nur noch selten und zagend an die Türen des Deutschen Hauses zu klopfen wagt. Seine „ganze Fülle der Gesichte" breitet es am liebsten noch aus in der stillen Stube des ernsten Mannes, der weiß, daß es ein Frevel ist, die Lüge mit dem Namen des zartesten Gebildes zu belegen, in dem Deutschlands Seele sich selber schuf und in heiligem Raunen sich zu einem Gottlied singt voller Herrlichkeit.

Das Wort Märchen ist eine späte Verkleinerungsform von Märe. Zugrunde liegt der eigenschaftwortbildende indogermanische Stamm mero, ansehnlich, groß, das wir noch in „mehr" haben. Als Hauptwort heißt althochdeutsch mari die Kunde, die Nachricht, im gotischen bedeutet mers bekannt, berühmt. Also ist Märe eigentlich der Bericht eines bedeutsamen, berühmten Ereignisses. So beginnt denn auch das Nibelungenlied:

Uns ist in alten maeren wunders viel geseit
von helden lobebaeren, von großer kuonheit.

Es ist also in dem Worte nichts enthalten, was auf bloße spielerische Erfindung und Fabelei oder gar auf Lüge hinwiese. Und wir können das Wort am klarsten wohl mit Heldenlied, Heldenbericht umschreiben. Das zeigen schon die vielen mit diesem -mar oder -mer gebildeten Vornamen, wie Adelmar und Edelmar: berühmter, glänzender Edler; Baldemar: der in Kühnheit glänzende; Bertmar: strahlender Glanz; Dankmar: berühmter Gedanke; Elimar und Elmar: der Allberühmte; Friedmar: der Friedeberühmte; Germar: der Speerberühmte; Heilmar: glänzendes Heil; Helmar: berühmter Schützer; Hermar: der Heerberühmte; Hildemar und Hilmar, genau wie Wigmar: berühmter Kämpfer; ebenso gibt es Hildemara; Kunimar heißt berühmter Abkömmling; Otmar: Besitzberühmt; Ratmar:

berühmter Rater; Siegmar und Segimer: glänzender Sieger. Gismara bedeutet etwa glänzender Pfeil.

Wir sehen, welch schönen Stammbaum unser Märchen hat. Wenn es uns also berichtet von wunderlieblichen sonnenblonden Königstöchtern, von strahlenden Rittern und tapferen Helden, von dem Jungen, der das Fürchten lernen sollte und sich vor keiner Spukgestalt Utgards bange macht, von Königssöhnen, vor deren adliger Gestalt und nordischer Kraft alle finstern Mächte weichen, so ist das eben eine Märe, eine berühmte Begebenheit. Erst im späten Mittelalter brauchte man das Wort mehr „für kleine Erzählungen in Versform, die wesentlich erfundene Stoffe behandeln" (Kluge-Götze). Diese Bedeutung, mit der mitteldeutschen Verkleinerungendung -chen, engten dann die Brüder Grimm zu dem ein, was wir seitdem unter dem „Märchen" verstehen. Und damit, hätte man erwarten dürfen, mußte die Entwicklung des Wortes ein für allemal abgeschlossen sein; kein roher Zugriff durfte mehr dieses Märchen aus dem stillen Frieden des „Helgafell", des heiligen Berges zerren; dieses heiligen Berges, der sich nur Erwählten öffnet in geweihter Stunde; dieses ehrwürdigen Kyffhäusers, in den so oft unsere Ahnen vorsichtig raunend geheime Heidenweisheit retteten. Stehen sie nicht überall im Märchen, diese verwunschenen Berge? Und wie sie immer wieder im Märchen sprudeln, die heiligen Quellen der Vorzeit: der Frau Hollenbrunnen; die „Quelle des Lebens", also die heilige Quelle des Urdborns. Und nur im Märchen ragt und grünt er noch der alte Weltenbaum, der von der Erde bis über alle Wolken reicht; sogar den goldenen Hahn aus der Edda sehen wir noch in der höchsten Spitze dieses Baumes sitzen: die Sichel des zeitenmessenden Mondes leuchtet (Zaunert, Deutsche Märchen seit Grimm, II, Seite 139 ff). Und wie sehnsüchtig raunten einst die Mütter ihren Kindern im Märchen von dem wonnigen Midgardlande, das ihnen unwiederbringlich versank. Irgendwo liegt es und lockt es: hinter den sieben Bergen; hinter neun Königreichen; im tiefen Zauberwald; östlich der Sonne und westlich vom Mond.

Die Brüder Grimm also machten das Wort Märchen zu einer goldenen Truhe für ein heiliges Erbe. Das soll der Deutsche wissen und wahren. Und er besudle nicht die Wunderbilder auf diesem köstlichen Schrein, indem er ihn übermalt und mit den Fratzen der Lüge bepinselt.

Gast und Wirt

Oft kommt es vor, daß wir einen Stern, den wir bisher mit bloßem Auge kaum wahrnahmen, plötzlich in großer Helligkeit aufstrahlen sehen, einige Tage oder Wochen lang, bis der Glanz langsam wieder erlischt. Wir wissen dann, daß wir einen Weltbrand schauten, der vielleicht tausende von Jahren schon vorüber ist, dessen Feuerschein aber, der unvorstellbaren Entfernung wegen, Auge und Sternrohr erst heute auffangen. Ähnlich ist es mit den beiden Worten Wirt und Gast. So kurz und klein sie sind, — wenn wir verstehen, hindurchzublicken, sehen wir auf einmal Urzeiten wieder lebendig werden. Wir schauen in die uns sonst ver-

hüllten grauen Jahrhunderte zurück, in denen die Gemeinschaft der Menschen nur erst lose war und es noch keinen anderen Zusammenschluß gab als den der kleinen Sippe. Und wer da auch nur seinen Fuß auf das Jagd-, Weide- oder Ackergebiet einer Sippe setzte, also jeder, der von außen kam, galt ohne weiteres als Feind, vor dem man auf der Hut zu sein hatte, — also als gosti, gostis, aus dem das lateinische hostis wurde: ‚der Feind'.

Aber die Zeit schreitet voran, die Sippenverbände werden größer, stärker, und als nun im germanischen Kulturkreis die Furcht vor dem Fremdling schwindet, wird eben der gosti, der fremde Feind, zum ‚Gast'. Genau umgekehrt hat sich das Verhältnis: der germanische Bauer ist durch sein Haus, seine Waffen, seine Sippe geschützt, dagegen ist der Fremdling der Unbeschützte, der Gefährdete. Und als Gast in den Schutz seines Hofes nimmt ihn der germanische Bauer auf. Diese Wandlung zeigt sich auch im Lateinischen: wir finden den hospes, den Gastfreund, — ein Wort, in dem noch, genau wie im Germanischen, der alte hostis, der Feind steckt. Aber nun hat sich alles gewandelt: hosti-potis, das zu hospes wurde, bedeutet nunmehr Gast-Herr, und zwar gastlich aufgenommener so gut wie Gastgeber: der Gast wird sozusagen dem Hausherrn gleichgestellt, und der Hausherr, der potis übernimmt dem Fremden gegenüber dieselben Pflichten wie gegen die Seinen, deren potis er ist. Daher haben wir im Altslavischen auch noch das Wort Gospodi für Herr, wir haben den Gospodar als eine Art Bürgermeister. Die Deutsche Sprache nun entlehnte, obschon sie ihr eigenes schönes Wort Gast hatte, das zu weiteren Bildungen doch gut geeignet war, aus der Urverwandtschaft ihr ‚Hospital' in der Bedeutung Krankenhaus und Armenhaus, dann, ebenfalls aus dem Lateinischen das Hospiz, also das ‚Herbergshaus'. Das Hotel jedoch, mit dem man fürnehm ein vornehmes Gasthaus bezeichnete, erscheint erst, aus dem Französischen geborgt, seit 1787. Doch von dem schönen Sinn unseres alten ‚Gast' blieb im „Hotel" nichts mehr übrig, als nur das Wort — Wirt. Diesem Worte sieht man es so leicht nicht mehr an, daß es einst so zum Gast gehörte, wie das Pferd zum Reiter. Zudem ist sich die worterklärende Wissenschaft noch nicht ganz einig über die Bedeutung unseres Wortes. Ich folge also der wohl einleuchtendsten Erklärung, die Otto Schrader (Wiss. Beih. zur Zeitschr. des Deutschen Sprachvereins, Heft 32, 63 ff) gibt. Denn war einst der Gast der Schutzbedürftige, so war der Wirt eben der Schützende. So läßt sich denn das gotische wairdus, das althochdeutsche wirt auf das angenommene urgermanische ver-tu zurückführen: altfriesisch wera und mittelniederdeutsch weren, — und das alles heißt so viel wie „Gewähr leisten". So wie also die Währung Gewähr leistet für den Münzgehalt, so leistet der Wirt für Ernährung, Sicherheit und Leben des Fremdlings, des Gastes Gewähr, — Garantie. Garantie bedeutet ja nicht nur Gewähr, sondern es ist auch genau dasselbe Wort. Es geht zurück auf unser weren, althochdeutsch werento, aus dem die Garantie machten. Und in dieser verwelschten Form holte sich der Deutsche das Wort im 17. Jahrhundert von den Fremden zurück.... Was bedeutet nun diese „Gewähr", die in dem Worte Wirt steckt? Noch heute ist der Hauswirt derjenige, der als Eigentümer Gewähr zu leisten hat für den guten, den — wirtschaftlichen Zustand seiner Wohnungen. In älterer Zeit nannte man gar den Landesherrn

gern den „Wirt". Und in hochgermanischer Zeit? „Den Gastwirt zu verletzen", sagt Caesar (de b. g. VI, 23), „halten sie für einen Frevel. Wer aus irgendeinem Grunde zu ihnen gekommen ist, den schützen sie vor Unrecht und den halten sie für heilig. Ihm stehen alle Höfe offen, und mit ihm teilt man allen Lebensunterhalt." Noch klarer umreißt Tacitus die Pflichten des „Gewährleistenden", des wairdus, des Wirtes. Den Fremden, sagt er (Germ. 21), „nimmt ein jeder entsprechend seiner Vermögenslage mit zugerüstetem Mahle auf. Wenn die Vorräte ausgehen, so wird der, welcher noch eben Wirt gewesen, Führer und Begleiter auf dem Wege der Gastfreundschaft. Unaufgefordert betreten sie den nächsten Hof". Das heißt also: der Wirt gibt dem Gaste schützendes Geleit, bis eben ihm der Nächstwohnende diese heilige Schutzpflicht abnimmt.

So sehen wir in Germanien den Gast hochgeehrt. Einen Gast zu haben und ihn schützen zu dürfen, ist eine Ehre und zugleich eine Pflicht dem Göttlichen gegenüber. Das Wort Gast bekommt denn auch immer wieder in den germanischen Sprachen die Bedeutung ‚fremder Krieger', ‚heldischer Ankömmling', ‚zu bewirtender Held', und als solches finden wir es schon in uralten Namen. So steht es auf einem Bronzehelm, den der Kimber Hariogast besessen und in der Steiermark zurückgelassen hatte (Khull 51). Wir haben den Namen Gasthold: ‚gebietender Held aus der Fremde' und Gastolf: ‚(heiliger) Wolf aus der Fremde', — der Wolf galt eben als der Sieggottheit geheiligt.

Ein ganz winziger Abendrotschimmer dieser alten Auffassung von Gast und Wirt leuchtet noch, worauf Schrader (66) hinweist, aus unserem BGB § 701: „Ein Gastwirt, der gewerbsmäßig Fremde zur Beherbung aufnimmt, hat einem im Betriebe dieses Gewerbes aufgenommenem Gaste den Schaden zu ersetzen, den der Gast durch den Verlust oder die Beschädigung der eingebrachten Sachen erleidet."

Schicksal

Es hilft nichts, daß die Kirchen im neuen Deutschland noch einmal so viel Weihrauch verbrennen wie ehedem. All diese Rauschdünste langen nicht mehr, die Tatsache zu verbergen, daß über unserer Heimat der schwere Verwesunggeruch des vergehenden Christentums hängt. Um so eifriger ist man allenthalben am Werk, ganz gleich mit welchen Mitteln, in neuem Okkultglauben einen Ersatz zu schaffen, der geeignet wäre, die größte Menge derer, die dem Christentum den Rücken kehrten, einzufangen. Es kommt den „unsichtbaren Vätern" ja gar nicht darauf an, nur durch immer das gleiche Mittel die Menschen, insbesondere die Deutschen zu verherden, nein, jedes Mittel ist ihnen da recht, durch das unser Volk seelisch verblödet wird. Man greift also heute, in einer Zeit, wo die christlichen Dogmen und Wertsetzungen alle Anziehungkraft verloren haben, in einer Zeit, die die alten Werte von Blut und Boden, von heldischem Denken und Handeln wieder entdeckte und die ersten Versuche macht, danach auch das Leben auszurichten, — man greift heute mit Begier nach dem angeblich urgermanischen und heldischen Begriffe des Schicksals. Und immer wieder, in Wort und Schrift, macht man die größten An-

strengungen, mit allen Mitteln der Überredung, des heldisch dahinprunkenden Wortes und Satzes, vor allem aber durch eine gewisse, heute noch vorherrschende Art wissenschaftlicher Rückwärtserei in der Germanenkunde, diesen „altgermanischen" Schicksalsbegriff auf den leeren Kubus des Jahwehaltares zu setzen. Tut doch ein allmächtiges, unabänderliches Schicksal genau dieselben Dienste wie der allmächtige Jahweh, der nach der Bibel bekanntlich „jedes Haar unseres Hauptes zählte" und ohne dessen besondere gesetzliche Verfügung „kein Spatz von der Dachrinne fällt": der Wille und die Tatfreude des Menschen werden gelähmt, und den so Verblödeten treibt man mit Leichtigkeit in jenen Allerweltschafsstall, wo „ein Hirt und eine Herde ist".

An diesem Endergebnis wird auch dadurch nichts geändert, daß man den angeblich urgermanischen Schicksalsglauben insofern von dem magisch-okkulten abzusetzen sich bemüht, als man erklärt, dieses germanische Schicksal wirke sich nicht blind, sondern gesetzmäßig aus und entfalte sich „aus der eigenen Wesenheit des Schicksal-Erfahrenden" (H. Harder: „Die Religion der Germanen", Leipzig 1937, Seite 65). Wenn das so gedacht ist, dann darf man eben nicht das so schwer belastete Wort „Schicksal" anwenden, genau wie man nicht von einem Kreis reden dürfte, wenn man von Ecken und Winkeln dieses Kreises sprechen wollte. Schicksal ist für den christlich oder okkult angefeuchten Menschen von heute immer „Geschick", ein von außen her „Geschicktes". Nur das und nichts anderes besagt das Wort. Gehen wir also diesem Wort zu Leibe. Vielleicht wird sich mancher der Verfechter des angeblich germanischen Schicksalsgedankens wundern, wenn er (bei Kluge-Götze) erfährt, daß Schicksal ein ganz junges Wort aus dem 18. Jahrhundert ist. Wir verstehen darunter ganz ausschließlich eine unentrinnbare Bestimmung, ein zwangsläufiges Abrollen allen Lebens und Handelns auf vorher uns von „höherer", ja von vorherbestimmender „Gottes"-Hand gelegten Gleisen. Und jedes eigenmächtige Handeln gegen dieses Schicksal kann letzten Endes doch zu nichts anderem führen als zum — Entgleisen, wobei dies Entgleisen natürlich auch schicksalsgemäß vorherbestimmt war. Das alles gilt sowohl für den Einzelnen wie für die Völker. So werden das Deutsche Volk und Reich, dem nach der Meinung seiner „Propheten" die Bestimmung geworden ist, das Christentum zu erfüllen, unweigerlich zugrunde gehen, sowie es sich gegen diese seine „heilige" Bestimmung selbstherrlich erhebt.

Das alles liegt für uns in dem üblen Worte Schicksal. Was aber sahen frühere Zeiten darin?

Das junge Wort Schicksal ist weiter nichts als die niederdeutsche Form für das hochdeutsche „Geschick". Aber dieses „Geschick" ist auch noch gar nicht so alt. Wir finden es erst im Mittelhochdeutschen. Aber bereits hier ist von unserem „Schicksal" keine Spur mehr! Denn das mittelhochdeutsche „Geschick" bedeutete lediglich soviel wie „Begebenheit", „Ordnung", „Bildung", „Gestalt", wie auch das mittelhochdeutsche Zeitwort „schicken" ursprünglich nur „bereiten", „ins Werk setzen" und „ordnen" besagte; die Bedeutung „senden" kam erst später hinzu. Ein „geschickter" Mensch ist also eigentlich einer, der alles, was er anfaßt, nach der „Ordnung" zu erledigen weiß. Und ein Künstler wurde dann als „geschickt" bezeichnet, wenn er sein Werk ausführte unter Beachtung der natürlichen „Bildung" des

Werkstoffes und der ihm vorschwebenden „Gestalt" des Werkes selbst. Also nach dem „Geschick". Wir erkennen: hier ist nicht das mindeste mehr zu finden von unserem Begriffe „Schicksal" und „Geschick". Und wir dürfen sagen, daß es eine recht eigenartige Wissenschaft ist, die mit einem so jungen Wort und Begriff sozusagen das Kern- und Herzstück einer heidnisch-germanischen „Religion" vor der erstaunten Gegenwart ins Leben zu zauberkünstlern und zu taschenspielern versucht.

Aber hatten denn unsere heidnischen Ahnen nicht vielleicht andere, untergegangene, vielleicht, wie so viele, von der christlichen Sintflut ersäufte Worte, die wir heute mit „Schicksal" eindeutig und klar zu übersetzen hätten? Man behauptet es.

Indes ist dazu grundsätzlich zu sagen, daß wir es gar nicht nötig haben, ja, daß es sehr oft gefährliche Fälschung ist, ein altes germanisches Wort zu „übersetzen", d. h. mit einem völlig anders gewachsenen Worte zu umschreiben. Denn nie können sich der alte und der neue Begriff völlig decken. Erkenntnis gewinnen wir also nie durch Übersetzung, sondern nur durch Erklärung des Wortes. So auch bei der angeblichen altgermanischen Entsprechung für „Schicksal", die wir, wie man vorgibt, in dem altsächsischen Worte wurd zu sehen haben. Aber hat wurd auch nur das mindeste mit Schicksal zu tun? Nein. Wurd bedeutet ganz schlicht „Das Gewordene". Und nur insofern ist dieses „Gewordene" Schicksal, Geschick, also der Weltordnung entsprechend, als es die Summe aller Anlagen und Taten des Menschen ist, die niemand je ungeschehen machen kann. So und nur so ist das wurd eine eine Art von Schicksal, das sich der Mensch selber durch seine Taten schuf, in das er aber auch irgendwie hineingeboren wurde. So und nur so ist etwa das Vaterland wurd für den Deutschen: in dies durch die Geschichte gewordene sieht er sich hineingestellt, und dies wurd, dies Gewordene, an dem die ganzen Reihen seiner Ahnen bewußt geworden, hat er zu erfüllen. Sein wurd, sein Gewordenes, sein Vaterland ist ihm somit alles andere als blindes Schicksal, sondern stolze und heilige Aufgabe.

Aber noch andere Bezeichnungen finden wir für diese großen und göttlichen Zusammenhänge, Bezeichnungen, die man nur unterlassen sollte, mit „Schicksal" zu verdeutschen. Da haben wir etwa das dem wurd so schön entsprechende giscapu, — „Das Geschaffene", — was also wieder nichts anderes bedeutet als die Summe alles Seienden und aller Kräfte der Schöpfung. Wie armselig ist dagegen der Begriff Schicksal! Es ist als habe man die Vorstellung eines geistig völlig zurückgebliebenen Volkes mit Absicht hervorgeholt, um damit den hohen Gott ahnenden Begriff des germanischen Heidentums unschädlich zu machen. Wurd, giscapu und das dritte: urlag, also „Urgesetz" mit Schicksal verdeutschen zu wollen, wäre das Gleiche, als übersetze man Gott mit Fetisch oder Deutschland mit la bocherie. Welch ein Unterschied zwischen Urlag „Urgesetz von Natur und Leben, nach dem sich alles Geschehende artgerecht entfaltet" (Harder, Seite 64) und dem heute mit asiatischem Taumelgift erfüllten, ehedem so würdigen Worte „Geschick"- und Schicksal. Von hoher Bedeutung ist es hier und wie wenig anderes kennzeichnend für die germanische Seele, daß dies urlag, dieses Urgesetz sich späterhin in nordischen Sprachen zu der Bedeutung „Krieg" verengte: aus Urlag wurde Orlog!

War doch für den Germanen der Krieg stets die Verteidigung des wurd, des giscapu, des durch den Willen der Gottheit Gewordenen gegen die böswilligen Störer dieses „Geschickes", dieser heiligen Ordnung.

Der Friedhof

„Requiescant in pace" — sie mögen ruhen in Frieden —, so spricht der fromme Christ von seinen Toten, voller Hoffnung, daß die Dahingeschiedenen starben im Frieden mit Jahweh und aufgenommen wurden „in den Schoß Abrahams". So versteht er auch den Friedhof, auf dem für ihn die Toten schlummern bis zur „seligen Auferstehung". War ihnen doch die Welt ein Ort des Unfriedens, die Erde ein Jammertal, das Wirken im Leben ein steter Krieg gegen Fleisch und Blut und die „Mächte der Finsternis"; und der Tod eben Erlösung von alledem, also ein Ein- und Übergang zu dem glücklichen Zustand des „ewigen Friedens".

Dabei hat das Wort Friedhof einen ganz anderen Sinn. Wohl ist ‚Friede' urverwandt. Doch die Enkel dieses Begriffes gingen ihre eigenen Wege. Das gotische freidjan bedeutet soviel wie ‚schonen', das althochdeutsche friten hieß ‚hegen', mittelhochdeutsch vride war ‚Einfriedung', also Friedhof, mittelhochdeutsch vrithof soviel wie ‚eingefriedigtes Grundstück'. Und noch das altsächsische Fridhof bedeutete den Vorhof vor dem Herrenhaus. Ganz richtig ist also die spätere Bildung Freithof, die im oberdeutschen Sprachgebiet noch heute vorkommt. Somit ist unter Friedhof einfach der „umhegte Begräbnisplatz" zu verstehen, nicht aber der „Ort des Friedens"; — denn dieser Sinn setzt eine ganz andere Weltanschauung voraus wie die Deutsche. Man ersetzte dann auch gern das Wort Friedhof durch „Kirchhof", ein Wort, unter dem man zuerst jeden Hof um eine Kirche verstand, ganz gleich ob Begräbnisplatz oder nicht; dann, und zwar seit dem 15. Jahrhundert kam „Gottesacker" auf, ein Wort, das allerdings damals noch nicht den „tiefen" Sinn hatte, den man später gern hineinlegte, — als sei die Begräbnisstätte ein Acker, in den Jahweh die Toten gleichsam als Saat hineinlege, um am Tage der allgemeinen Auferstehung dort seine Ernte zu halten. Gottesacker bedeutete vielmehr anfangs schlicht und einfach, im Gegensatz zum Kirchhof, den von der Kirche abgelegenen Begräbnisplatz zwischen anderen Äckern.

Man sieht also aus der Geschichte dieses Wortes, wie sich christliches Denken stets tiefer einfraß in die Seele unseres Volkes. Das Mittelalter dachte in manchen Dingen doch noch erheblich nüchterner und Deutscher als der Christ von heute.

Der Haudegen

„Wo aber waren denn die tapferen Degen?" heißt es irgendwo in Schillers Jungfrau von Orleans. Auch Lessing gebraucht dieses Wort einmal, — und damit öffnete unsere Sprache ihre Tore wieder einem Wort, das viele Jahrhunderte lang mit den alten Helden im Kyffhäuser geschlafen hatte. Wohl war längst der Degen als Waffe bekannt, und daran dachten auch wohl Schiller wie Lessing, als sie von tapfern Degen sprachen; daran denken meist auch wir, wenn wir etwa einen drauf-

gängerischen Heerführer als „alten Haudegen" bezeichnen. Und doch haben wir hier zwei ganz verschiedene Wörter: der Degen als Waffe ist ein Lehnwort, das aus dem mittellateinischen dagua, der Dolch stammt, aus dem die Franzosen ihre Bezeichnung des Dolches: la dagua machten. In Deutschland wurde die dagua dagegen zum Schwert, zum Degen. Den „Dolch" entlehnten wir sonderbarerweise aus dem griechisch-lateinischen Wort dolon, womit man ein Art Stockdegen bezeichnete. Und den ‚Säbel' gar aus dem polnischen szabla. Rein germanisch ist nur das Wort Schwert.

Mit einer schwertähnlichen Waffe dagegen hat das andere Wort ‚Degen', das echtgermanische, nichts zu tun. Es ist urverwandt mit dem griechischen Wort téknon, das ‚Kind' heißt. Dem liegt zugrunde die indogermanische Wurzel tek, tok, die ‚erzeugen' bedeutet. Und daraus bildeten die Germanen ihr altsächsisches thegan, das altnordische thegn, — was nun ‚Gefolgsmann' heißt. Jeder germanische Junge war eben schon durch seine Geburt in das wehrhafte Volk hinein zu einem Krieger bestimmt, der seinem Führer und Gefolgsherrn in heiliger Treue ergeben war. Und so verstand man denn in der mittelhochdeutschen Zeit unter dem Gefolgsmann und Krieger, dem ‚Degen' schlichthin einen tapferen Krieger, einen ‚Helden'. Aber schon in der frühneuhochdeutschen Zeit ist das schöne Wort vergessen, bereits Luther kennt es nicht mehr. Doch sein neues Aufleuchten bei Schiller sollte den Deutschen zumindest an die beiden herrlichen Vornamen Degenhart, ‚starker Held' und Dietdegen (Dietegen): ‚Volksheld' erinnern.

Deutsches Volk

Man sollte meinen, es sei völkische, also Deutsche Selbstverständlichkeit, daß jeder Deutsche um Werden und Bedeutung seines Volksnamens genau Bescheid wisse, vor allem heute, wo der alte Sinn des Wortes ‚Deutsch' noch großartig erweitert ist zu einer Verpflichtung im Sinne des Großdeutschen Reiches. Leider aber gibt es unter tausend Deutschen kaum zehn, die um ‚Deutsch' wissen, und unter diesen Zehn sind meist noch einige, die in unverantwortlicher Weise um die Wahrheit herumschwarmgeisteln.

Wir wissen, daß es eine Zeit gab, in der sich die Stämme im heutigen Deutschen Geschichtraum als Völker fühlten, als Sachsen, Alemanen, Bayern, Friesen, — nicht aber als ein schicksalverbundenes Volk. Soweit sind wir mit der Wissenschaft einig. Aber wir müssen noch weiter gehen und sagen: sie fühlten sich nicht mehr als ein Volk.

Sehen wir uns die Beweise an: im Verfall der hochgermanischen Zeit gab es nur eines noch, was einigermaßen den Volkszusammenhalt ausdrückte: die immer noch allgemein verstandene Volkssprache, die man eben, im bewußten Gegensatz zu der lateinischen Kirchensprache theodisca lingua, also ‚Deutsch' nannte (788), althochdeutsch duitisc. Darunter verstand man nun nicht etwa die Sprache des „gewöhnlichen", „ungebildeten" Volkes, sondern die Amtssprache, die Sprache des Dings, der Volksversammlung, ja der Reichstage, also die eigentliche Muttersprache, die

jeder Germane verstand. Und dies Wort theodisc, duitisc kommt aus einer alten Wurzel, aus der das gotische thiuda, das althochdeutsche diot, mittelhochdeutsch diet geworden ist, was alles nichts anderes bedeutet als Volk. Wenn man also um jene Zeit, aus der das Wort theodisc zuerst bezeugt ist, also in der Karlingerzeit, vom ‚Deutschen' sprach, so meinte man nicht das Deutsche Volk als politische Einheit, sondern man hat zu übersetzen: ‚die volksverständliche Sprache', kurz aber nur in diesem Sinne, die ‚völkische'. Dazu war dies theodisc oder duitisc nicht nur der Gegensatz zum Latein der Kirche, sondern bereits 801 auch zur fränkischen Sprache „weil ein Teil der Franken verwelscht war" (Kluge-Götze) und somit von den rechtsrheinischen ‚Deutsch' redenden nicht mehr verstanden wurde. Erst etwa 300 Jahre später verstand man unter Deutsch auch Land und Leute. So spricht das Annolied (vor 1110) von den ‚Deutschen Landen', Walter von der Vogelweide singt ‚in allen tiuschen landen', aber ‚Deutschland' kam erst im 15. Jahrhundert auf.

Wir sehen, welch ein Irrtum es ist, ‚die Deutschen', wie Hermann Wirth es will, zu übersetzen mit ‚die Deutenden', wobei man in den Deutschen das zur denkerischen Deutung aller Erscheinungen sozusagen einzig geborene und vorherbestimmte Volk sieht. Natürlich liegt auch dem Wort ‚deuten' unser thiuda, diot, also ‚Volk' zugrunde, und somit heißt deuten nichts anderes als ‚volksverständlich machen'.

Doch können wir nun den Versuch wagen, ob uns das Wort diot, diet, thiuda nicht noch einen tieferen Blick gestattet in die hochgermanische, ja die frühgermanische Zeit. Das scheint möglich zu sein dadurch, daß unser Wort schon in ganz alten Tagen hervorragend beteiligt ist an der germanischen Namenbildung. Eine überraschend klare Sicht eröffnet sich uns ja in die Welt der Ahnen, wenn wir deren vorzüglichste mit diot, diet, thiuda gebildete Namen betrachten. Da haben wir Dietrich oder Theoderich, was ‚Volksherrscher' heißt. Dietrich war denn auch der erste Deutsche Vorname, der, wegen seiner heidnischen Erinnerungen, bei den Mönchen als „gesperrt" galt (Khull 27). Wir haben Dietmar und Theodemar, — beide bedeuten ‚glänzend im Volk'; wir finden Dietbald, Theobald, — ‚stark' oder ‚kühn im Volk'; Dietbrand: ‚kampfstrahlend im Volk'; wir haben den herrlichen Frauennamen Thiota, ‚die Völkische' — eine Trägerin dieses Namens aus edelstem Geschlecht wurde, laut Fuldaer Annalen, auf Veranlassung einer Mainzer Bischofssynode ihrer, wie wir heute sagen würden: völkischen Gesinnung wegen ausgepeitscht, also geschändet... Aber ich kann sie hier nicht alle anführen, die diet-Namen; es ist eine glänzende Reihe, von denen eine sehr große Anzahl auch zu Familiennamen wurden in der gewaltigen Gemeinschaft der Deutschen; auch eine Unzahl von Ortsnamen sind mit diet gebildet, wie Diedenhofen, Ditfurth, Detmold. Schon vorgeschichtlich ist der Dietweg bei Reutlingen.

Also was beweist uns nun die Tatsache, daß diot und seine älteren Formen namenbildend waren? Doch wohl, daß die Germanen ehedem unter diot, thiuda, die alle auf den indogermanischen Stamm tu, das heißt ‚stark sein', ‚wachsen' zurückgehen, doch noch etwas mehr verstanden haben müssen als Volk und Volkssprache. Wenigstens war der Begriff diet, also Volk für sie etwas ganz Großes, Umfassendes, ja Gottbezogenes. Denn sonst wäre er nie und nimmer zur Namenbildung herangezogen worden. „Einen dichterischen Heilwunsch" nennt ja Khull (10)



Wilhelm Petersen: Der Reiter von Valsgärde, 6. Jahrhundert

Schulwandbild des Verlages F. E. Wachsmuth, Leipzig



Am 9. Ostermonds 1940 jährt sich zum 75. Male der Geburttag des Feldherrn Erich Ludendorff

Aufnahme während des Weltkrieges im Jahre 1915

Mit Genehmigung des Zeughauses Berlin

mit tiefer Berechtigung den Deutschen Vornamen. Zu seiner Bildung wurden eben ausnahmslos nur Begriffe gebraucht, die etwas Hohes, etwas Schönes, Ehrenhaftes, von heiligstem Wunsch Ersehntes, etwas Gottnahes bezeichneten. Ein solcher Begriff muß diet-Volk gewesen sein in der Zeit, aus der uns keine Urkunden mehr erhalten sind als die Namen, jene „älteste Stammrolle des Deutschen Volkes". Wir haben somit festzustellen, — der Schluß ist unausweichlich, — daß sich längst vor dem neuen Gebrauch des Wortes duitisc die Germanen tatsächlich als Ein großes Volk gefühlt haben müssen. Wurde doch dies diet, diot bei allen Deutschen Stämmen, über alle Stammesgrenzen hin, von den Sitzen der Ostgoten (Theoderich, Dietrich) bis nach Friesland hin (Dietleib-Thjalf, Dietbald-Dibbe) zur Namenbildung genommen. Dieses Sich-als-Ein-Volk-fühlen ist dann, in der Zeit des Verfalles, insbesondere durch den Einbruch des länder- und sippentrennenden Fremdglaubens, verloren gegangen, nur sein letzter Zeuge, die Sprache, war geblieben, und in ihrer Bezeichnung als duitisc ragt sie wie ein uralter Runenstein, dessen Schrift vielfach erloschen ist, in unsere Zeit. Die Inschrift ‚Deutsch', die man in der Karlingerzeit diesem alten Steine gab, entsprach eben dem Sinne der uralten Schrift nur halb. Und für den Begriff *Volk* mußte ein ganz neues Wort dienen, da man das alte nicht mehr recht verstand. Erst in unserer Zeit hat man, bewußt darauf zurückgreifend, das Amt des ‚Dietwarts' geschaffen und Rassen- und Volkskunde zusammenfassend ‚Dietwesen' genannt. Doch muß sich die Lebensfähigkeit dieser Worte erst erweisen. Heute sprechen wir eben nur noch vom ‚Volk'. Im Gotischen ist das altnordische folc, das mittelhochdeutsche volc und das altnordische folc überhaupt nicht bezeugt. Und das Wort bedeutete lediglich „Heerhaufe", — weshalb wir ja heute noch von ‚Kriegsvolk' sprechen. Und die vielen mit ‚Volk' gebildeten Namen dürfen wir also nicht mit den diet-Namen gleichstellen; Volkhart heißt somit nicht ‚kraftvoll im Volk', sondern ‚kraftvoller Krieger', Volkmar nicht wie Dietmar-Theodemar ‚berühmt im Volk', sondern ‚berühmter Kämpfer', Volkrat etwa ‚bedachtsamer', ‚ratender Kämpfer', Volkwart ‚kriegerischer Wächter', Volkfried ‚schützender Krieger'. Später erst kam die Erweiterung der Bedeutung zu *Volk*, aber man dachte dabei längst noch nicht an den stolzen Begriff Volk, der uns heute, insbesondere seit der völkischen Erneuerung Deutschlands, selbstverständlich erscheint. Eine Ahnung dieses neuen Wortsinnes ging den Deutschen erst auf „seit der geistigen Wandlung unseres 18. Jahrhunderts, die im *Volk* den Ursprung der edelsten Güter und Sitten erkennen lehrt und damit auch das Wort zu neuer Würde adelt, zu der es, das fremde *Nation* verdrängend, um 1800 mit dem Ringen um Freiheit und Einheit der Deutschen vollends erstarkt" (Kluge-Götze). Auch unser Wort „völkisch" ist in seinem neuen Sinne noch ganz jung: früher bedeutete es nur volkstümlich, in der Bedeutung unseres häßlichen Fremdwortes ‚populär'. Und noch in demselben Jahre, in dem General Ludendorff sein gewaltiges Wort sprach, „Deutschland wird völkisch sein, oder es wird nicht mehr sein", wurde ‚völkisch' von dem Germanisten G. Roethe als „unschön" abgelehnt. Aber endlich ist heute die Brücke zum alten „diet" wieder geschlagen. ‚Diet' und ‚Volk' wurden eines. Und Dietrich, der Volkskönig, reitet wieder durch die Deutschen Lande.

Die Religion

Aus Gründen der Sauberkeit nehme ich in dies „Völkische Wörterbüchlein“ das Fremdwort Religion auf. Der Deutsche muß endlich einmal klar erkennen, daß er jedesmal, wenn er von Religion spricht, etwas ganz und gar und innerlichst blut- und artfremdes nennt. Die freie Deutsche Seele kennt keine Religion, sondern nur Gotterleben. Religion ist, ganz im Gegensatz dazu eine auf Beschreibung und bestimmte Vorstellung eingebildeter ‚übernatürlicher‘ Vorgänge sowie auf vorgezeichnete Regeln zu deren Verehrung gegründeter Zweckbau.

Eigentlich kommt ja Religion von einem lateinischen religere, das es zwar in dieser Form nicht gibt, aber dem Wort diligere = hochachten genau so entspräche wie etwa remittere und dimittere einander entsprechen: beide bedeuten ‚vergeben‘. Nun können wir hier nicht die altlateinische Bedeutung von religio geben. Es genüge die Grunderklärung von Religion nach Kluge-Götze: ‚Rücksichtvolle, gewissenhafte Beachtung, Gewissensscheu‘. Diese Deutung beschreibt sozusagen das Wort als Gefäß, als Topf, der nun mit beliebigem ‚religiösem‘ Inhalt gefüllt werden kann, mit Buddhismus, Christentum, Taoismus, Lamaismus; alles das sind Religionen im Sinne meiner oben gegebenen Bedeutungbeschreibung. Und deren Richtigkeit wird allein schon dadurch bewiesen, daß sämtliche Religionen sich als lehrbar, als erlernbar bezeichnen; legt doch die Kirche allergrößten Wert auf Religionunterricht, was vom christlichen Standpunkt, vom Standpunkt der Religionen überhaupt ganz folgerichtig ist, aber vom sicheren Boden Deutscher Gotterkenntnis aus gesehen, genau so einen Widersinn bedeutet, wie wenn wir ein Unterrichtsfach für Treue, für Liebe oder Klugheit einrichten wollten. Viele sehen das zwar noch nicht ein, weil sie für das in allen Menschen Deutschen Blutes, auch in den Christen, doch immer noch irgendwie lebendige Gotterleben wahllos das Fremdwort Religion gebrauchen. So könnten wir auch Schillers bekanntes Wort:

> Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst.
> Und warum keine? Aus Religion!

völlig treffend so verdeutschen: weil ich mein Deutsches Gotterleben habe, bekenne ich mich zu keiner Religion.

Dieser unselig flimmernde Doppelsinn des Wortes Religion ist es auch, der die Schuld daran trägt, daß man uns immer wieder fragt: Ja, aber was gebt ihr uns nun für eine Religion statt des Christentums? Die Antwort darauf ist, wie wir nun klar sehen, schon in der Erkenntnis des eigentlichen Wortsinnes von Religion enthalten: es kann uns gar nicht einfallen, nun etwa an der Stelle von Tollkirschengift, Blausäure oder Nikotin zu geben. Denn für uns ist jede Religion Frevel am Göttlichen. Wird doch „das Gotterleben, das erhaben über Zweck, Raum und Zeit, über jedweder Absicht und auch Absichtlichkeit die Menschenseele segnet, durch nichts so verhindert als durch jedes Bemühen, in Kulthandlung oder in Übung es in der Seele absichtlich erreichen zu wollen“ (Mathilde Ludendorff: „Gottlied der Völker“, Seite 353).

Wir möchten nun meinen, es sei noch Zeit, die Worte Religion und religiös aus unserer Sprache loszuwerden. Wir haben sie nämlich noch gar nicht so lange. Nach Kluge-Götze (479) nistete sich ‚Religion' erst seit 1517 bei uns ein, und zwar für den Begriff, der bis dahin gedeckt war durch ‚gemeiner christlicher Glaube'. 1537 erst fand das Wort Einlaß in den katholischen Katechismus. Aber noch Luther vermeidet es in seinen für das Volk bestimmten Schriften und sagt lieber ‚Gottesdienst'. Entfernen wir also aus den Schatzkammern der Deutschen Sprache den falschen Stein ‚Religion'. Dieses Wort gehört in den Schaukasten eines Museums der Völkerkunde. Denn all den hier von dem Geschichteforscher zu besichtigenden Religionen steht hoch und einsam gegenüber die Gotterkenntnis, — als

„der Baum, der mit breiten Ästen
die weite Welt überwölbt" (Edda).

Gott hat die Priester verlassen.

Gott hat die Priester verlassen, -
Sie schwatzen nur noch.
Komm, Blitz! - fange an zu predigen.
Es ward schwüle, - wir lauschen.
Versehre du uns mit Worten,
Prophetengeist!
Schlage an deinen Leib nicht mehr,
Wunderbrünstiger Wüstengeher!

Wir wollen nicht mehr erlöst sein.
Wir wollen selber erlösen -

Bernd Holger Bonsels

Isländisches Volkstum

ein Beitrag zum Charakterbild des nordischen Menschen

Von Rolf Beckh

Allen fremden Entwurzelungversuchen zum Trotz, fließt aus unserem Blut wieder heiliges Erbgut in unsere Sinne, die daraus Kraft gewinnen, im Lichte Deutscher Gotterkenntnis nach unseren Ahnen zu forschen. Dieses bewußte Suchen bedarf nicht ausschließlich des Vernunfterkennens, vielmehr „erfüllt" es mit der Sicherheit blutlicher Richtkraft die Zusammenhänge, und fügt die lückenhaften Ergebnisse der Geschichteforschung und der Erdfunde mit rassegebundener Gestaltungkraft zu einheitlichem Bilde. Das tritt dann lebendig vor unsere Seele und erfüllt uns ebenso mit verehrender Bewunderung, wie mit heißem Tatwillen, wieder eine den göttlichen Gesetzen entsprechende Entwicklung unseres Volkstums zu erkämpfen.

Unsere Ahnen waren „Norden", um nicht zu sagen Deutsche, nur aus der Reinheit ihres Blutes, wir sind es auch aus erkennender Bewußtheit, aus zielsicherem Verantwortungwillen!

Nun muß es den durch die materialistisch-jüdische Denkungart Beeinflußten, ebenso wie den durch die christliche Suggestion Beeinflußten trotz blutlicher Bindung ungeheuer schwer fallen, Anerzogenes und Angelerntes, das unsere Vorfahren in zweifelhaftem Lichte erscheinen läßt, abzutun; alle so befangenen Volksgenossen fordern immer und immer wieder „Beweise", wie sie gesunde Urteilskraft längst nicht mehr nötig hat. Doch dürfte es überraschend sein, daß auch solche Beweise einwandfrei erbracht werden können.

Da sind einmal die sich langsam mehr und mehr zu einem geschlossenen Bilde fügenden Ergebnisse der Ausgrabungen und uns erhaltener Kulturdenkmäler aus vorchristlicher Zeit. Dabei möchte ich nur zwei Fälle kurz herausgreifen: Erstens der dänische Fund des nordischen Mädchens von Egnede (zirka 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung), deren vollständige Kleidung durch die Gerbsäure des Eichensarges und der umhüllenden Moorschicht in den natürlichen Farben erhalten war, selbst das lichte Blondhaar war noch zu erkennen (siehe die beiden Abbildungen auf Seite 24), und dann die wissenschaftlich-fachmännische Durchrechnung eines ausgegrabenen Wikingerschiffes durch Schiffbauingenieure, die zu dem bedeutungvollen Ergebnis kamen, daß sowohl in bezug auf die Formgebung (Strömungtechnik) als auch in der Ausführung heutzutage für den gegebenen Zweck kein geeigneteres und besseres Schiff hergestellt werden könne (siehe Schiffbau, Jahrgang 1932, Heft 10). So muß trotz der Zerstörungwut der eisernden Christen an den Werken unserer Ahnen und trotz des Scheiterhaufens Ludwigs des Frommen heute die Wissenschaft Stein um Stein ausgraben und heben und zu einem gewaltigen Denkmale nordi-

schen Schöpfergeistes, nordischer Kulturhöhe formen. Längst haben Männer, wie Gustav Kossina, E. Furmann, L. Wilser, Gorsleben und andere mehr gesicherten Stoff zusammengetragen und uns eine Vorstellung von der Welt unserer Vorfahren gegeben. Immer mehr wird die Bestätigung dessen erbracht, was uns Tacitus in seiner Germania von den alten Germanen schildert, deren Sitten und Gebräuche er als Feind selbst nicht genug rühmen kann.

Daß es aber auch lebende Zeugen für solche Wahrheit gibt, dafür mögen diese Zeilen sprechen.

Wer hörte nicht mit Staunen von jenen Nachkommen nordischer Kreuzfahrer, die heute noch in den abgelegenen Tälern des Kaukasus in naturgegebener Abgeschlossenheit in hohem Maße ihre rassische Eigenart bewahrten! Wer wüßte nicht von dem ungebrochenen Heidentrotz, der zuweilen aus den seeharten Augen tapferer Leute von der Wasserkante leuchtet, die die Nachkommen der vom Papste vernichteten Stedinger und Friesen sind und deren letzter großer Held unser Gorch Fock gewesen, der am Skagerak blieb!

Und so wissen wir auch, daß dort am Rande des nördlichen Eismeeres ein Inselvolk lebt, um das eine herbe Natur ihre schützenden Fittiche breitete, und das trotz vieler blutiger Kämpfe zur Zeit seiner Christianisierung sich unter dem nordischen Himmel eine kräftige Eigenart gewahrt hat, und noch heute, so klein es ist, seine freiheitlichen Rechte zu schirmen weiß. An eine Landschaft gebunden, die diesem Volk kaum den notwendigsten Lebensunterhalt zu bieten vermag, hat es doch eine erstaunliche geistige und künstlerische Fruchtbarkeit entfaltet. So gibt es auf Island beispielsweise keinen Wald in unserem Sinne, nur niederes Buschwerk rings umtobt von den eisigen Fluten des Nordmeeres, überall felsige Küsten, die der Schiffahrt kaum günstige Häfen bieten, dazu meist vereist sind. Im Innern schließen gewaltige Schneeberge vulkanischen Ursprungs weite unbewohnbare Hochebenen ein, ungeheure Gletscher zwischen noch tätigen Vulkanen durchziehen das Land, um in zerklüfteten Fjorden ins Meer abzubrechen. Über allem wiegt ein rauhes Klima mit viel Nebeln und Sturm, die Nächte oft von zauberhaftem Nordlicht erleuchtet.

In ständigem Kampfe mit den Naturgewalten hat sich der Isländer seine nordische Seele erhalten, die wir in dem im Jahre 1904 erschienenen Islandwerke von Valtyr Godmundson etwa folgendermaßen als Volkscharakter geschildert finden.

„Allen Isländern gemeinsam ist eine gut entwickelte Begabung und ein übermäßig starkes Selbstgefühl. Ein Isländer hört es ungern, wenn man von ihm sagt, er sei von den Anschauungen anderer abhängig oder beeinflußt. Er will unter allen Umständen sein eigener Herr sein im Denken wie im Handeln. Er pflegt sich jedem feindlichen Einfluß zu widersetzen und wahrt sein persönliches Recht bis zum Äußersten. Er ist dabei auch ein Freund des Fortschrittes auf jedem Gebiete, aber sein Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit kennt keine Grenzen. Jede Leitung von Außenstehenden und ihre Einmischung empfindet er als Druck und haßt er.

Er ist darin äußerst feinfühlig und empfindlich, und ist leicht verletzt, wenn er nicht so rücksichtvoll behandelt wird, wie er glaubt beanspruchen zu können. Sein Gottesstolz ist wach, er verlangt, daß jeder ihn für gleichwertig achtet; auch wenn er nur ein einfacher Diener oder Arbeiter ist, kann er sich nicht darein finden, wenn man

ihn nur als Werkzeug betrachtet, auf das man weiter keine Rücksicht zu nehmen braucht. Er kennt in dieser Hinsicht keinen Standesunterschied an und mit seinem ausgeprägten Sinn für das Recht der Persönlichkeit verlangt er, daß man nie seinen Wert als Mensch vergißt, und ist dabei in seinen Empfindungen schon von einem kleinen Mangel an Rücksicht verletzt, den mancher Andere in gleicher Lage kaum beachten würde.

Diese Empfindlichkeit und Feinfühligkeit erstreckt sich nicht nur auf die eigene Person, sondern vor allem auch auf seine Sippe und seine Freunde, ja auf alle Landsleute. Der Isländer duldet daher nicht leicht Tadel oder kränkende Bemerkungen über sie von Fremden und betrachtet dergleichen beinahe als persönliche Beleidigungen. Wohl kaum ein Volk liebt so seine Heimat und sein Vaterland, und seine Liebe und Fürsorge für seine Angehörigen ist außerordentlich weitgehend. Dabei ist er großzügig und gastfrei und setzt seinen Stolz darein, in der Hinsicht sein Möglichstes zu tun.

In seinem äußeren Auftreten ist der Isländer oft ein wenig schwerfällig und unbehilflich. Es fehlt ihm an der Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Feinheit, der Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, die z. B. den Franzosen kennzeichnet. Er schließt sich nicht leicht an Fremde an und ist ihnen gegenüber häufig etwas verschlossen und unzugänglich. Er bemüht sich gewöhnlich nicht, zu gefallen oder bestimmte, allgemein übliche Formen zu beobachten, und Schmeichelei, Heuchelei und Berechnung liegen ihm fern. Er ist bestrebt, gegenüber jedermann und unter allen Umständen wahrhaftig, schlicht und natürlich zu sein, er scheint daher Fremden, die ihn nicht genauer kennen, leicht etwas rücksichtlos und unhöflich, ja beinahe grob.

Die Isländer sind durchweg recht lebhaft und geistig rege, auch haben sie viel Sinn für Humor und sind sehr zum Spott geneigt. Als Volk, das hart im Kampfe mit der Natur steht, sind die Isländer außerordentlich gefestigt und kommen nicht so schnell aus dem Gleichgewicht, sie sind nicht leicht von etwas begeistert, oder leicht erregbar, es liegt in ihrem Wesen, äußerst ruhig zu sein, man weiß sich zu beherrschen. Zu dieser nach Außen gezeigten Kühle haben sie aber Gemütsbewegungen, von deren Tiefe und Innigkeit man sich selten die richtige Vorstellung macht. So ruht auch das Göttliche tief verschlossen in ihrer Brust. Bekannt ist ihre freie Auffassung, Frömmelei und Unduldsamkeit sind unbekannte Dinge. Der Isländer hält an der Übereinstimmung seiner Anschauungen mit dem Tatsächlichen fest*), er fordert unbeschränkte Freiheit für die persönliche Überzeugung des Einzelnen, wie er überhaupt klarer Denker ist und die unbedingte Herrschaft der Vernunft über Gefühle und Stimmungen fordert. Doch ist ihm eine tiefe Verehrung für die Natur angeboren und so sehr er ihre unnahbare Großartigkeit bewundert, so liebt und besingt er auch ihre Schönheit!"

So stellt sich uns das Bild des heutigen Isländers dar, es dürfte anregend sein, den Charakter der heutigen Deutschen mit diesen Wesenszügen zu vergleichen; gewiß ist, daß der Isländer weit mehr noch das rassische Seelenbild des nordischen Menschen erreicht; sollte daran nicht auch die besonders schwierige und späte Ein-

---

*) Deutsche Wiedergabe von rationalistisch und naturalistisch.

führung des Christentums in Island schuld sein? Jedenfalls wissen wir nicht bloß durch die Geschichteforschungen Felix Dahns, daß hier im Norden mächtige Reiche und nordische Kulturen waren, die das artfremde Christentum erst zerstören mußte, um Fuß zu fassen. Schwierig war die Bekehrung der stolzen Nordlandsöhne und noch heute spüren wir hier oben deren starke Nachwehen. Auch hier nur ein Beispiel: Zu Beginn des 12. Jahrhunderts setzte es Magnus Stephensen durch, daß in allen Gesangbüchern Islands nichts vom Teufel erwähnt sei.

Noch heute sind die alten heidnischen Götternamen und Sagen in den „Riemurs" (reine Dichtungen, die wie die Gesänge Homers, wie Skaldenlieder von Mund zu Mund weiterleben) volkstümlich geblieben.

Nachfolgende Gedichte aus der erst vor kurzem schwächer gewordenen Blüte neuisländischen Schrifttums sprechen für sich. Jedenfalls ist es erstaunlich, was das kleine heldenhafte Inselvolk in hartem Kampfe mit der Natur als Träger nordischen Blutes darstellt, es ist, als ob dort oben noch ein Funken jenes trotzigen Wikingergeistes lebte, der unsere Ahnen groß werden ließ. Uns erfüllt es mit Freude, daß in den nördlichen (Lappland, Eskimo) und südlichen (Feuerland, Südsee usw.) Rand-Gebieten der Erde noch ein schmaler Streifen Heidentum lebt, daß naturgebundenes, urwüchsiges Gottesbewußtsein noch eine Stätte hat; aus dieser Freude schätzen wir Island als einen Hort nordischer Freiheit!

Rückkehr aus dem Süden

Von Benedikt Gröndal d. J. (übersetzt von Baumgartner)

Nordwärts zieh ich breite Pfade
Mit des Dampfes Flammendrang,
Schneller als nach Flut und Regen
Fliegt ein Schiff den Fluß entlang.
Städte, Burgen fliehn vorüber
Zahllos: ohne Ruh' und Rast
Dreht sich gleich des Erdballs Kreisel
Der Maschine Eisenlast.

In des Südens stolzen Sälen
Sah ich Ros' und Lilie blühn,
Stolze Männer, holde Frauen,
Lieblich war ihr Wort und kühn;
Von den himmelhohen Türmen
Scholl der frohe Stundentanz,
Von den goldgeschmückten Wänden
Strahlte heller Lichterglanz.

Doch indes die Pracht ich schaute,
Standest Du im Silberkleid
Vor mir, schimmernd, schneeumgürtet,
Eisgekrönte Heldenmaid.
Lieber will ich bei dir wohnen,
Heimat, als in fremdem Glanz,
Lieber bei dir einsam träumen,
Als mich drehn in leichtem Tanz.

Niemals wird die Sonne tagen,
Da ich nicht gedenke dein,
Hehre, schöne Asentochter,
Mit dem Brauthelm licht und rein,
Mit dem Schleier, zart gewoben
Aus Kristall und weißem Schnee,
Feuerglut im tiefen Busen
Trotz der eisumwogten See.

Herrlich taucht die Morgensonne
Deine Bergeswelt in Glut,
Ihre Runenschrift, die goldne,
Abends auf dem Meere ruht.
Magst du auch zum Meere eilen
Jeden Abend, schöner Strahl,
Lebst am Himmel meiner Seele
Du bei Tag und Nacht zumal.

Ruf vom Grabe deinen Söhnen,
Saga, die Vergangenheit,
Ihren Zauber, ihre Schätze,
Ihrer Helden Herrlichkeit
Daß sie stehn und kämpfen mögen,
Nie ermattend halten stand,
Nimmer dulden, daß der Fremde
Heil'ge sich das gute Land.

Wann wird uns die Stunde schlagen,
Wo der Knechtschaft Nacht zerfließt,
Wo der Blumen schönste Fülle
Aus dem freien Boden sprießt?
Ja, der Tag, er wird erwachen,
Wo das Recht zum Zepter greift,
Und der Tag wird dann erst enden,
Wenn mein Volk zum Grabe reift.

Der urgermanische Totenbaum

Links: Das Mädchen von Egtved im Totenbaum — Rechts: Untere Hälfte des Totenbaumes

Aus der Monatsschrift „Germanen-Erbe", Heft 7/8, 1937



Island - Thingvellir, Oxera-Wasserfall

Von dem Jahre 930 bis in das 19. Jahrhundert hinein hat das isländische Althing hier unter freiem Himmel getagt



Heiße Quellen bei Reykjavik

Aufnahme: Scherl Bilderdienst

„Wie anders das Leben unserer Ahnen und wie verwandt doch an Gottnähe ist ihre Antwort auf Umwelt und Schicksal, wie die jenes frohen Volkes des Südens; wie tief auch sondert es sich von dem Gottliede anderer Völker, die in ähnlicher Umwelt gelebt. Ja, das Dasein der Vorfahren war anders als jenes der Sonnenkinder des Südens. Was die Gefahren des Meeres den Inselbewohnern bieten, das türmte allein schon die Wetterungunst besonders in langen Wintermonden um ihr Leben. Andere Todesnot noch nahte sich ihnen in ununterbrochener Vielgestalt. So war denn ihr Sein ein stetes Ringen mit Wettergewalten, feindseliger Tierwelt, wenn sich nicht noch der Kampf mit anderen Stämmen und Völkern diesem steten Ringen mit Todesgefahren gesellte."

Aus: Dr. Mathilde Ludendorff „Das Gottlied der Völker / Eine Philosophie der Kulturen"



Island - „das trotzige Ende der Welt"
Blick auf die Ostküste

Aus der Monatsschrift „Germanen-Erbe", Heft 6, 1938

Die Nacht

Von Bjarni Thorarensen (übersetzt von Lehmann-Filhés)

Die Sonne sah ich
Sinken ins Meer,
Nun kann ich erkennen
Kein Ding auf Erden;
Dem Aug' entweicht
Alles Vorhandene,
Ich schau ins Öde,
Mit Entschwundnem erfüllte.

Unbestimmbar, unbestimmbar
Ist dort alles,
Lieblich leuchten
Lichte Fünkchen.
Fahnenträger sinds,
Gefallen im Streit,
Auf ihre Söhne
Sehn sie herab.

Wer ist das milde
Mädchenantlitz,
Das sehnend, träumend
Sieht nach den Sternen?
Das ist die Saga,
Dem Gedächtnis der Menschen
Spendet sie Nahrung
Und nährt sich von ihm.

Vielfarbige Streifen
Fahren prächtig
Am Himmel dahin
Mit hellen Flammen;
Nord'scher Könige Ruhm
Rauscht dort einher;
Die Nordlichter haben
Den Namen davon.

Island

Von Bjarni Thorarensen (übersetzt von Lehmann-Filhés)

Ruhmvolles Land, unsrer irdischen Tage
Wiege und Hüt'rin, die treu und erhält,
Bleibe im Schutz deiner einsamen Lage,
Unberührt von der Verderbnis der Welt.

Seltsame Mischung von Fröste und Gluten,
Felsen und Ebnen und Lava und Meer,
Prachtvoll und schrecklich, wenn feurige Fluten
Strömen aus ewigem Eise daher.

Frost leih uns Härte, die Glut feurig Regen,
Felsen das Streben nach höherem Glück,
See tret' uns dräuend als Wächter entgegen,
Scheuch uns von träger Genußsucht zurück.

Mögen die Schiffe, die welschen, auch tragen
Wollust ins Land uns, so hat's keine Not;
Laßt sie in isländisch Wetter sich wagen
Jenseits des Hafens, so friert sie zu Tod.

Kannst Du Dein Volk aber nicht davor wahren,
Daß bei ihm Laster und Elend sich mehr'
Dann in ein uraltes Grab magst du fahren
Wieder, o Heimat, und sinken ins Meer.

Wir freuen uns über alle Völker, in denen Gott noch wach ist, so gewinnt Deutsche Gotterkenntnis ihre Weltweite, die keinen Glaubenshaß, kein Machtgelüste und keine Unterdrückung kennt. — Wer dächte da nicht an die Sage vom Wanderer Wotan, der mit seinem sternbesäten Mantel durch die Lande zieht und der nur die grüßen kann, die wach genug sind, ihn zu erkennen? —

Das ist der Deutschen Seele Flug in die Weite, froh sieht sie unter den wehenden Palmen Samoas lebendiges Gottesbewußtsein und im eisigen Nordland göttlichen Freiheitwillen.

Der völkische Erzieher

Von Hans Finck

1

Es ist schon notwendig, daß man sich das Deutsche Wort „völkisch" ganz und gar zu eigen macht, wenn man sich einen Standpunkt zu erringen wünscht, von dem man übersieht, was wir der Deutschen Jugend geben müssen. Es ist nicht unser Ehrgeiz, sie national zu erziehen, sondern Deutsch-völkisch. Jeder, der sich noch ein unverdorbenes Deutsches Gemüt bewahrt hat, möge doch einmal feststellen, was bei dem Worte national in seinem Innern mitklingt. Nur der Firnis, der sich breit und glänzend über so manches Leben gelegt hat, erzittert mitunter bei dem Klang des Wortes, wenn die Brust sich hebt vor Stolz. Es liegt etwas Lautes in dem Worte national, als ob das Beste schön zugedeckt werden müßte, als ob das Echte übertönt werden müßte durch etwas, was dies fremde Wort als schöne Täuschung für uns bereit hält. Dann aber horche man einmal hin, was aus dem Wort „völkisch" hervorbricht oder leise und innig aus ihm heraussingt. Der durch lange, lange Zeiten vererbte Klang und Inhalt dieses Wortes ruhte unvergänglich im Rasse-Erbgut auf dem Grunde der Seele, nicht gehört oder nicht verstanden von dem törichten „Volk", weil fremder Klang und fremder Inhalt, mit arger List stets von neuem wiederholt von seinen Verderbern, die Quelle eigenen reichen Lebens trübten und schließlich zum Versiegen brachten. Wie anders kann das Wort „völkisch" seinen vollen Inhalt und tiefen, lebenweckenden Sinn wieder erhalten als dadurch, daß man den völligen Zusammenbruch der fremden Welt, die sich über das arteigene Wesen gelegt hat, herbeiführt? Das Wort „völkisch" ist in aller Munde, aber wo ist bei so vielen Deutschen Menschen sein Inhalt? Ruht er nicht immer noch auf tiefem Grunde? Besteht nicht die Gefahr, daß diesem Wort wieder ein anderer Sinn umgehängt wird, als ihm nach seiner eigenen Lebenskraft innewohnt? Wie ist so etwas nur möglich? Wer sich darüber klar ist, daß der Jesuit — sowohl der Abgesandte der Gesellschaft Jesu selbst als auch jeder Mensch, der nach ihrer volkszerstörenden Lehre abgerichtet worden ist — in jedem Gewande durch die Menschheit schleicht, um sein seelenknechtendes Werk zu fördern, der wird mit Grausen erkennen, daß er sich auch das völkische Mäntelchen umhängt. Welch ein furchtbarer Gegensatz, der unüberbrückbar ist, wird auf diese Weise dem einfältigen Blick gar nicht mehr sichtbar, gar nicht mehr fühlbar! Der seelentote, zerbrochene, gottverlassene Leichnam des Jesuitismus unter der Maske des völkischen Menschen! Ja, unter der Maske! Denn der klare völkische Mensch läßt sich nicht als Maske oder Mittel gebrauchen; er ist seelenlebendiges, ungebrochenes Gleichnis des Gottesstolzes und unerbittlicher Gegner der Lüge und des Scheins. Welche Aufgabe, die Jesuiterei zu Paaren zu treiben! Das ist ein Ziel für die Gegenwart und für die Zukunft, aus dem alten Erbgut neu entstanden. Das alles sagt uns das Wort

völkisch unmittelbar; es macht das Erbgut des Deutschen Menschen lebendig. Kein Zweifel, die heldische Seelenhaltung ist völkisch Deutscher Art, und mit ihr paart sich die Innigkeit eines reinen starken Gemütes; denn Stärke ist nicht gleichbedeutend mit Roheit. Kraft und Innigkeit sind keine Gegensätze, sondern sie fließen aus ein und derselben Quelle. Die Härte des echten völkischen Menschen ist Ausdruck der abwehrbereiten Haltung eines Menschen, der mit der ganzen Innigkeit seines Wesens der Liebe und Erhaltung seines Volkes ergeben ist. Worte, lautes Wesen und äußerer Schein können ihm den Blick nicht trüben für die Scheidung von echt und unecht.

So steht am Beginn der Erziehung die Wahrheit, die Enthüllung der Tatsächlichkeit. Man muß sich nur immer vor Augen halten, daß der Gegensatz der Wahrheit die Lüge ist, daß sie dort herrscht, wo die Wahrheit fehlt. Doch die Wahrheit ist unbequem, sie zerstört oft erbarmunglos die Lust und das Behagen, dem der Mensch sich hingegeben hat; darum ist sie ihm oft nicht willkommen, und er bekämpft sie mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen. Ohne sie aber kann es den starken, zuverlässigen Mann des Volkes nicht geben. Wir setzen uns freilich nicht auseinander mit denen, die nur ein verächtliches Lächeln haben für das Streben nach Wahrheit, weil sie die edle, lebenerweckende Kraft verwechseln mit dem in ihnen wirkenden selbstsüchtigen, rohen Machtwillen; nicht mit denen, die Wahrheit und Lüge mischen in der bewußten Absicht, die andern, die „Dummen", um so gründlicher zu täuschen und sie ihrem tiefstehenden Machtwillen zu unterwerfen. Das Leben solcher Menschen spricht eine zu deutliche Sprache, als daß es nicht schließlich selbst von den „Dümmsten" erkannt würde. Wir wenden uns an alle, denen das Streben nach Wahrheit eine edle, lebenerweckende Kraft ist. Wenn es dann aber keinen andern Weg mehr gibt für den, der in unwürdige Fesseln geschlagen wurde, als Selbstvernichtung der Seele durch ehrlose seelische Haltung oder Vernichtung des Körpers, weil sein Freiheitdurst und sein Ehrgefühl die Fesseln zu zerbrechen suchten, so ist dies ein tragisches Verhängnis. Den Sinn seines Lebens aber erfüllt nur derjenige, der seelisch stark war. Das empfinden die Menschen auch fast alle, sehr viele wissen dies sogar ganz klar, sie lehren und reden auch darüber zu unserer Jugend; aber wenn es dann heißt, durch die Tat und Haltung zu beweisen, daß die Worte kein leeres Geschwätz waren, dann haben wir nur zu oft die traurige Gelegenheit, in seelische Abgründe zu schauen. Wohl ist es richtig, daß die Menschen auf dem langen Wege, der zwischen der Bewährung höchster Seelenkraft und -klarheit und dem völligen Seelentode liegt, in unzähligen Abständen verteilt sind; es mag auch sein, daß derjenige, der ohne Rücksicht auf die Selbstvernichtung immer sagt, was er denkt, von seinen Mitmenschen beseitigt wird, und es ist wohl auch richtig, daß nur die Seltenen, die unvergänglich Großes für ihr Volk geleistet haben, durch die Wucht ihrer Leistung und Persönlichkeit manchmal von ihrem Volke, wenn auch nicht anerkannt, so doch ertragen werden, wenn sie dem Volke den Spiegel vors Gesicht halten. Wer das weiß und trotzdem mit „ruhigem Gewissen" so in der Lüge stehen bleibt, daß der Widerspruch zwischen seinen Worten und seinem Handeln als unabänderlich, als selbstverständlich hingenommen werden muß, der ist seelisch tot. Wer aber unter der Lüge leidet und

ehrlich sein will, der muß unter ständiger, ernster Selbstprüfung die Mitmenschen durch sein Handeln davon überzeugen, daß er alle in ihm wohnende Überwindungkraft für die Wahrheit einsetzt. Freilich werden die Mitmenschen, besonders diejenigen, die in den Seelentod gegangen sind, an ihm gerade das, was er nicht geleistet oder erreicht hat, herausfinden und tadeln, weil das ihrem eigenen „ruhigen Gewissen" so wohl tut. Doch das ist alles unwichtig für den Kampf; es zeigt nur, daß er schwer und hart ist. Der ehrliche Wille ist etwas Lebendiges und muß darum nach außen wirkend hervortreten, auch wenn er verkannt oder absichtlich in Zweifel gezogen oder verzerrt wird; er muß gespürt werden. Ein Wille wird sich am andern entzünden, und schließlich wird die Volksseele das ganze Volk in Bewegung setzen. Die Wenigen, die Seltenen, die Großen, die nie wankend wurden, werden dann mit hellem Glanze über dem Volke leuchten, und die andern alle, die der Wahrheit nachstreben in ihrem Wesen und Handeln, haben teil an diesem Siege und sind lebendige Glieder der Volksseele geblieben. Sie sind in solchem Ringen auch Kämpfer für die Volkserhaltung; denn je stärker die Wahrheit, desto stärker die Schöpferkraft des Volkes auf allen Gebieten.

Darum setzen wir den Willen zur Wahrheit an den Anfang unserer Erziehung. Mag das Ziel auch noch so hoch sein und in seiner Vollkommenheit auch noch so selten erreicht werden, so ist die Abwendung von ihm und die Hinwendung zur Lüge oder doch ihre Duldung aus kluger Berechnung, „weil die Menschen nun einmal so sind", Zerstörung der sittlichen Kräfte eines Volkes. Es ist „Jesuiterei", sich selbst zu betrügen und das gottverlassene, selbstsüchtige Wollen damit zu verhüllen, daß man die Lüge für notwendig, als zur menschlichen Natur gehörig erklärt. Das ist Pessimismus und Raub an den besten Gütern des Volkes. Der „ehrliche Kerl" soll sittlicher Höchstwert sein. Der machtlüsterne Herrenmensch, der vom Volke spricht, aber sich selbst meint, sowohl wie der schwache oder schlaue, sich ewig anpassende Weichling sind Entartungerscheinungen, vor denen ein gesundes Volk sich zu schützen sucht. Unendlich Großes kann die wahrhaft völkische Erziehung da leisten. Freilich, es ist ein gewaltiger Schritt: von großen Worten und schönen Gefühlen zur Tat; doch er allein ist entscheidend.

Wenn solche Arbeit Erfolg hat, dann ist damit auch der Boden bereitet für die Entfaltung der andern göttlichen Wünsche; aber auf dem Grunde der Lüge wird die Seele und damit alle Leistungkraft vernichtet. In einem Volke, das ständig von der Lüge geleitet und in ihr erzogen würde, müßte zwangsläufig, wenn es noch gesund ist, das Rasse-Erbgut die Abwehrkräfte bereitstellen gegenüber den Todesgefahren und sie zur rettenden Tat einsetzen; sonst aber wäre es reif für den Untergang und würde ihm auch verfallen. Wenn wir unsere Jugend unnachgiebig und ausdauernd zur strengen Selbstprüfung erziehen, zur Wachsamkeit, damit sie ihrem Wollen von der trügerischen Vernunft nicht schmeichlerische, falsche Beweggründe unterschieben läßt, dann werden von ihr stets die Wahrhaftigsten und Freiesten auf den Schild gehoben werden; dann wird sie die Besten mit Sicherheit erkennen und den Mut haben, ihnen zu folgen. Sieg der Wahrheit, der Lüge Vernichtung — ist Anfang und Ende unserer Erziehung, das unverrückbare Ziel der völkischen Jugenderziehung.

Die Frage nach dem völkischen Erzieher stellt uns vor die größte Schwierigkeit auf dem Wege zur völkischen Jugenderziehung; denn er muß ja in seinem Können, Wissen und Wollen der lebendige, überzeugende Ausdruck für alles sein, was die Jugend braucht, damit sie das Ziel erkennen und ihm mit hartem Wollen zustreben kann; im höchsten Sinne aber muß er in seinem Leben und seiner Haltung ihr Vorbild sein. Lehre und Leben müssen eine Einheit sein. Das ist die reinste Ausprägung, die in ihrer Vollkommenheit nur selten erreicht wird; aber auf dem Wege dahin müssen sich alle Erzieher befinden, die sich völkisch nennen. Die Frage, ob dieser Weg beschritten wird oder nicht, ist gleichbedeutend mit der Frage nach dem Schicksal unserer Jugend und damit nach dem Schicksal unseres Volkes. Der prüfende Blick, der die Wahrheit sucht, der die Tatsächlichkeit vor sich und andern nicht umfälscht, muß erkennen, daß nur wenige erst den Weg beschritten haben; denn damit, daß man sich völkisch nennt, ist noch nichts geändert, sondern nur dadurch, daß man es wird, nur dadurch, daß das Segel des inneren Menschen entschlossen herumgelegt wird, ist der Wandel da. Das ist ein innerer, tief verborgener Vorgang, der nach außen durch Tat und Haltung als tatsächlich vorhanden, als Wahrheit, sich erweist. Warum wird das so oft, ja allgemein verkannt? Diese Frage muß gestellt und muß beantwortet werden; denn so lange die Erzieher nicht völkisch sind, können wir nicht auf die völkische Erziehung der Jugend hoffen.

Die Deutsche Revolution, in der wir mitten drin stehen, soll den völkischen Menschen stark und klar erstehen lassen, nicht wahr, Deutsche Jugend? Eine Reformation, die auf halbem Wege stehen bleibt, wie das leider in der gewaltigen Lutherzeit geschah, wollen wir doch nicht wieder erleben? Die Halbheit, in die Luthers Werk, nicht ohne seine Schuld, auslief, hinterließ unserm Volk eine tiefgehende Spaltung; es soll doch nicht etwa eine zweite hinzukommen? Was damals leider nicht getan wurde, weil der große Deutsche Mann Luther die Deutsche Seele nicht voll begriff oder weil er ihre gewaltigen Ausbrüche aus Urtiefen fürchtete, weil er den Weg aus dem jüdischen Denken heraus schließlich doch nicht fand, weil er mit den weltlichen und geistlichen Fürsten gegen die Deutschen Bauern, die Fackelträger einer Deutschen Umwälzung, stand, was damals nicht geschah, muß heute geschehen: der Deutsche Gott muß siegen, und nicht der jüdische Gott des alten oder neuen Testaments. Wie erringt man aber den Sieg? Etwa dadurch, daß man abwartet, wie „alles wird"? Reden so nicht solche Menschen, die sich vor der Tat fürchten, weil sie persönlich unangenehme Folgen hat oder haben kann? Hat es noch etwas mit der Wahrheit zu tun, wenn ich für meine Überzeugung nicht eintrete, wenn ich meine Überzeugung nur für den persönlichen Bedarf habe, mit dem Bekenntnis und allen Folgerungen daraus aber lieber warte, ob oder bis die öffentliche Meinung mir den Schritt leichter macht? Ist das Kämpfertum? Ist das Deutsche Art, so wie du sie ersehnst oder wie du sie bewunderst, wo sie bewiesen wurde zu allen Zeiten unserer Geschichte? Niemand wird schon dadurch ein Held, daß er andern folgt, die den Weg frei gelegt und gefahrlos gemacht haben; sondern er erweist sich als solcher nur durch seine Tat. Je einsamer er sein muß in seinem Wirken für sein Volk, weil es ihn nicht versteht

und ihn lästert und verfolgt, desto tiefgreifender werden die Folgen sein. Der Mitläufer aber ist Masse und zählt im Leben eines Volkes nicht mit. Warum aber setzt der ganz in und aus der Volksseele lebende und schaffende Mensch sich so schwer durch, warum wird er so oft verkannt? Was ist das „Ewig, Gestrige", wie Schiller es nennt, das der hartnäckigste Feind ist von allem Neuen, wirklich Fruchtbaren? Wenn wir ehrlich sind, müssen wir es Bequemlichkeit, Selbstsucht, Glücksgier, Leidscheu nennen. Aber die Vernunft schläfert das Gewissen ein, indem sie die Beweggründe umfälscht; und so belügt der Mensch sich selbst. Gern läßt er sich von seiner Vernunft sagen, daß er nicht bequem ist, sondern Hüter einer heiligen Ordnung, daß er ja gar nicht an sich denkt, sondern ans Volk, daß er nicht sein Glück sucht, sondern daß das Volk vor einer großen Gefahr bewahrt werden muß oder daß die Zeit noch nicht reif ist. Er glaubt alles gern, was keinen Einsatz, kein folgerichtiges Denken, kein Abweichen von lieb gewordenen Gewohnheiten von ihm verlangt. Soll nun gar noch Lebensunterhalt, das Leben selbst oder der „gute Ruf" eingesetzt werden, dann fängt die Vernunft an zu lügen, daß sich die Balken biegen; aber der Mensch glaubt ihr alles. Regt sich aber dann doch einmal das Gewissen, weil diese Haltung mit all den Lehren, die man gibt oder gegeben hat, und den Phrasen, die man gedroschen hat, ja gar nicht übereinstimmt, dann trägt die Vernunft schnell neue Lügen heran, und der Mensch hat wieder seine Ruhe. Er ist dann wieder „überzeugt christlich" oder „überzeugt völkisch" oder auch etwas anderes, je nachdem, was die herrschende Meinung seinem gottverlassenen Selbsterhaltungwillen vorschreibt. Das sind die „Intellektuellen", die so federleicht wiegen, wenn es sich um das Dasein des Volkes handelt; aber nicht die völkischen Tatmenschen und Seelenschmiede, die die Denk- und Urteilskraft mit aufrufen zum Einsatz bis in die letzten Folgerungen; die sich ihre Vernunft nicht umdämmern lassen von Wahnideen und vom Glauben an das, was sie eben glauben sollen. Der Glaube ist blind und vielleicht eine „Stütze" für den schwachen, „einfältigen" Menschen. Die Überzeugung kennt und sieht das Ziel; sie ist Ausdruck der Kraft im Menschen. Der Glaube bewegt den Menschen, sich führen zu lassen, ohne Weg und Ziel zu prüfen; das ist das Wesen des Christentums, das seine Gläubigen aus dem Volke entwurzelt. Die reife innere Überzeugungkraft des völkischen Menschen, die eben errungen werden muß, treibt den Willen an zur volksrettenden Tat und läßt die Persönlichkeit erstehen. Wer nur noch irgend diesen Unterschied mit seinem völkischen Gewissen in sich aufnehmen will, der setze das Segel und bilde sich zur innig und tief mit dem Volke verbundenen Persönlichkeit, die wahr und aufrecht handelt, so wie ein gesundes Volk das verlangt. Luther nennt die Vernunft eine Dirne; und das ist sie auch für diejenigen Menschen, die sie als Täuschungapparat der Selbsterkenntnis benutzen. Die Vernunft ist aber auch der Wegweiser zum Wissen und Erkennen, zur Selbsterkenntnis bis hinauf zu der Höhe, wo die aus der Wahrheit oder aus der Liebe zum Volk herausdrängende Tat Wirklichkeit wird. Dahin unsere Jugend zu führen, ist die Aufgabe des völkischen Erziehers. Wer aber soll dem Erzieher dazu die Waffen geben? Er selbst muß es tun, oder das umstürzende und aufrüttelnde Geschehen seit dem 1. 8. 1914 über Höhen und durch Tiefen wird seinen Sinn verloren haben. Er selbst muß sich erziehen dazu, und

keine Ausrede darf da gelten, da der größte Teil der Erzieher all die gewaltigen Ereignisse miterlebt hat. Das Leben selbst war sein Erzieher mit ungeheuren Ereignissen, und der einzigartige Mann, der geniale Feldherr des Weltkrieges, Ludendorff, und seine Frau wirkten seit langen Jahren in rastloser Arbeit und mit unbeirrbarer Klarheit an der schweren Aufgabe, die „Ewig-Gestrigen" wach zu machen für die tiefen Erkenntnisse, die sie zum Segen des Volkes sich erworben haben aus dem Geschehen der letzten 20 Jahre. Die lange Reihe der Werke dieser beiden Menschen oder der Werke, die unter ihrer Schirmherrschaft entstanden sind und entstehen, dient dem unablässigen Ringen, das völkische Gewissen des Deutschen Volkes aufzurütteln und alle Volksgeschwister aufzurufen, den Weg der Rettung zu gehen. Alle Werke gehören in diesen Kampf hinein, aber die Grundlage einer völkischen Jugenderziehung ist niedergelegt in dem herrlichen Werk von Frau Dr. Mathilde Ludendorff: „Des Kindes Seele und der Eltern Amt". Möchten doch alle Erzieher, wenigstens aber diejenigen, die ehrlich den völkischen Weg suchen, sich erheben über die Verzerrungen und Lügen, die über diese Frau verbreitet werden, und die in diesem Buche offenbarte tiefe Kenntnis der Seele des Kindes und der Erwachsenen, die zur Erziehung berufen sind, erkennen und anerkennen! Ihr Wissen um ihre Aufgabe wird sich klären und vertiefen in einer Weise, wie sie es nicht erwarten. Es ist zu hoffen, daß sie dies bald erkennen, wenn ihr ehrlicher Wille von jeder Selbsttäuschung frei ist. Sie werden sehen, ob die Ausfüllung ihres Arbeitpostens, auf dem sie im Volksleben stehen, mehr für sie bedeutet als Pflichterfüllung aus Selbsterhaltungtrieb, zum Erwerb des Lebensunterhaltes, oder nicht, und sie werden durch prüfende Selbsterkenntnis dann den Weg über den Nullpunkt des sittlichen Handelns hinaus finden. Nun wird ihnen der dauernde seelische Einsatz für die Volkserhaltung als sittlich gebotene Pflicht erscheinen, die Selbsterhaltung aber nur als eine Voraussetzung dazu, die, wenn nötig, für den höheren Wert geopfert werden muß. Der heldische Einsatz im Befreiungkrieg ist dem völkischen Menschen eine Selbstverständlichkeit, doch das unablässige Wirken aus der Volksseele in ruhigen Zeiten, trotz Verkennung und Verlästerung durch völkisch sich gebärdende Volksgeschwister, ist schwerer, härter und größer — aber darum doch ebenso lebensnotwendig für das Volk. Wie schwer fällt es doch dem selbstsüchtigen Menschen, diesen Weg zu finden und zu Ende zu gehen!

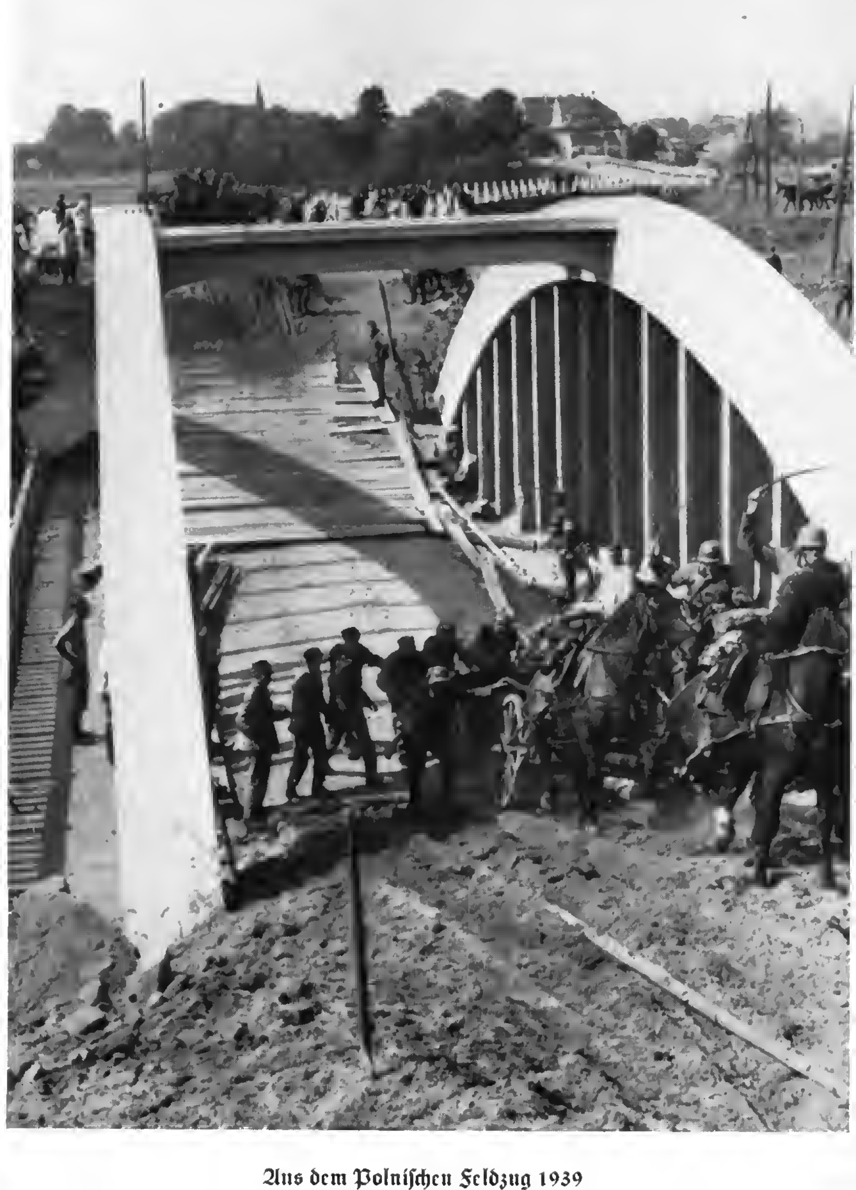
„.... Ich erhebe diesmal vor aller Welt meine warnende Stimme, zum dritten Male, und sage Ihnen: Wenn der völkische Gedanke nicht das Volk in seinen breiten Schichten durchdringt, so sind wir verloren!, verloren für immer, und wir erleben ein neues Versailles, ein Versailles, das noch schlimmer ist als das von 1919, das durch die Unterschrift eines Parteigenossen des Herrn Reichskanzlers für uns Verbindlichkeit erhalten haben soll — wir erleben dann ein Versailles der dauernden Versklavung an Frankreich und die internationalen Geldmächte, das Gestrichenwerden aus der Reihe der freien und geachteten Nationen...."

(Aus dem Schlußwort Erich Ludendorffs im Hitlerprozeß 1924)



Frau Dr. Mathilde Ludendorff

Aufnahme aus dem Jahre 1939 von Wilhelm Angerer



Aus dem Polnischen Feldzug 1939

Deutsche Artillerie rückt über eine von Deutschen Pionieren wieder instand gesetzte Brücke vor

Aufnahme: The Associated Preß



Ordensritter auf Streife

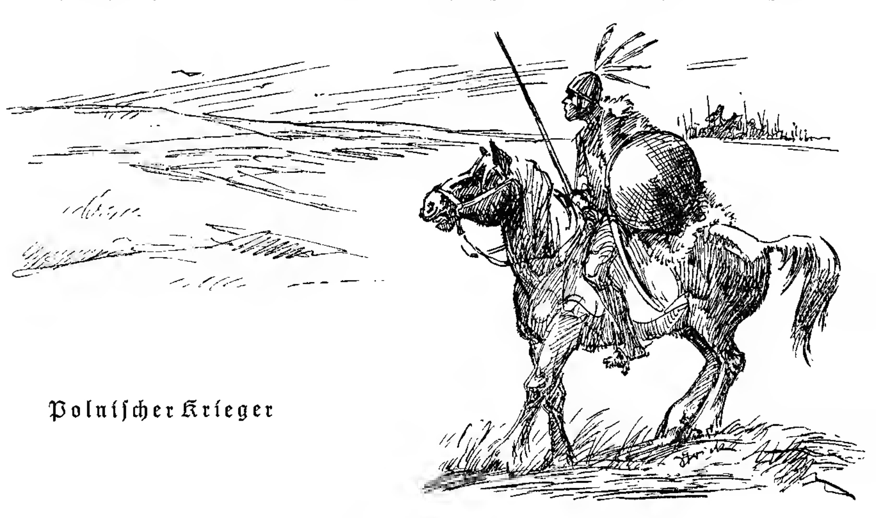
Vom Deutschen Ritterorden und von der Tapferkeit der alten Preußen

Wenn wir auf dem Höhenrücken der Samlandküste gen Westen wandern, dehnen sich linker Hand weite Wiesen im Sonnenglanz, darauf schwarzweiße Rinder grasen. Weit reicht die Ebene bis zum Himmelsrand, während vor uns und zur Rechten der dichte Wald sich breitet und uns aufnimmt. In der Nähe von Georgenswalde liegt die Gausupschlucht und dorthin lenken wir unsere Schritte. Was ist es, das uns in diese Einsamkeit zieht? Die Stimme der Ahnen ruft uns, und vor uns breitet sich eine dreitausendjährige Erbgruft unserer Vorfahren. Eines der ausdruckvollsten vorgeschichtlichen Denkmäler ist dieses bronzezeitliche Hügelgrab mit seiner seltsamen Steinarchitektur von urtümlicher Kraft. Und unsere Gedanken wandern zurück zu den Menschen, die vor langen Jahrhunderten hier standen. Das nahe Meer singt seine ewige Melodie, es ist, als wollten seine rauschenden Wasser uns künden von längst vergangenen Zeiten.

Frieden ruht über der Einsamkeit des Waldes, Frieden liegt über den blühenden Feldern und Wiesen, und doch war gerade dieses Land im Osten einstmals Schauplatz erbitterter Kämpfe um seine Freiheit. Wir wissen, daß hier und in den benachbarten Gauen einst friedliebende Preußen wohnten, die der Jagd und Bernsteinfischerei nachgingen, und einen ausgedehnten Handel mit diesem „Gold des Ostens" trieben. Bis eines Tages der Friede gestört wurde durch den unaufhalt-

samen Drang Polens zum Meere und durch die skrupellose Machtpolitik polnischer Fürsten. Ein Angriff nach dem andern erfolgte, und diese Kämpfe verwandelten langsam die friedliebenden Preußen in ein kriegerisches und kampffrohes Volk, das sich tapfer seiner Freiheit wehrte. Auch die ersten Versuche, den Preußen das Christentum zu bringen, gingen von Polen aus, scheiterten jedoch an der Liebe der Preußen zu ihrem alten Glauben und auch an der instinktiven Abneigung gegen alles Slawische. So erlitten die beiden ersten Bekehrungapostel, Adalbert von Prag und Bruno von Querfurt eine rasche Niederlage, und zwei Jahrhunderte blieb das Land von weiteren Bekehrungversuchen verschont.

Als die Machtgelüste Herzog Konrads von Masowien an dem erbitterten Widerstand der Preußen scheiterten, wandte er sich, unfähig zu weiterem eigenen Vorgehen, an



Polnischer Krieger

den Deutschen Ritterorden und bat den damaligen Hochmeister Hermann von Salza, das heidnische Preußenland zur Ehre Gottes zu erstreiten. Als daraufhin im Jahre 1228 das erste Ordensheer an der Weichsel erschien, erwuchs den Preußen ein Gegner, der ihnen kampftechnisch weit überlegen war, und dessen Erfahrungen in Politik und Kriegführung sie nicht gewachsen waren. Um so mehr gereicht es ihnen zum Ruhme, wenn sie ihre Freiheit und ihren Glauben so tapfer und zäh, vielfach bis auf den letzten Mann verteidigten, daß der Deutsche Orden nicht weniger als 53 Jahre brauchte, bis das alte Preußenland bezwungen am Boden lag. Man bedenke, länger als ein halbes Jahrhundert war für organisierte, gut ausgerüstete Heereskräfte notwendig, die immer wieder neuen Zuzug aus Deutschland erhielten, um mit jenen „wilden Heiden" fertig zu werden. Wahrlich, ein Freiheitkampf wurde hier ausgefochten, der uns größte Bewunderung abnötigt und uns zugleich aufs tiefste erschüttert, wenn wir ihn in seinem Ablauf verfolgen.

Wo aber sind die Sänge und die Heldenlieder, die uns vom tapferen Kämpfen

und Sterben jener Männer künden? Schmerzlich vermissen wir, daß unserer Zeit nicht auch die Heldentaten jener Männer und Frauen gesagt und gesungen werden, damit ihr Vorbild uns begeistert, und damit unvergessen bleibt, was sie im Kampf für Freiheit und Glauben erdulden mußten! Freilich, ein Heldenlied kennen wir aus jener Kampfzeit, es ist die herrliche Ballade von „Herzog Samo", der lieber stirbt, als unter der Herrschaft der Ritter ein Leben in Glanz und Reichtum zu führen, wie ihm geboten wird. Ergreifend ist, wie nicht nur die Gattin mit ihm sterben will, sondern wie auch die lebensfrohen Kinder die verlockenden Aussichten auf Glanz und Ehre mit Verachtung von sich weisen, und mit den Eltern in den Tod gehen.

„Über Gräber ging der Weg der Ritter
ihre Festen bauten sie auf Hügeln
drin die Krieger unsres Volkes ruhn."

Wahrlich, der Weg der Ritter ging über ungezählte Gräber!

Mehrere Jahre dauerte, nachdem zunächst das Kulmer Land erobert worden war, der Kampf um Pogesanien, Warmien und Natangen. Am heftigsten tobte der Kampf um die alte preußische Feste Honeda am Frischen Haff, die nachmalige Ordensburg Balga, deren Eroberung den Rittern nur durch Verrat von preußischer Seite gelang; ein angesehener Preuße, Pomande, gab sich zu dieser Schändlichkeit her. Zwei Jahre lang versuchten die Preußen mit dem Mute der Verzweiflung diesen wichtigen Stützpunkt wieder zu gewinnen; unter ihnen kämpfte auch der Reik Thyrwaido mit seiner tapferen Schar. Schon schien der Sieg nahe, als plötzlich durch ein Heer Ottos von Braunschweig die Burg entsetzt und die Preußen vernichtend geschlagen wurden. Viele edle Preußen, darunter auch der verwundete Thyrwaido, waren den Rittern in die Hände gefallen. Nachdem Thyrwaido wieder genesen war, und sich in Sehnsucht nach der Heimat und um das Schicksal seiner Familie verzehrte, wurde ihm eröffnet, daß er die Freiheit wieder erlangen könne, wenn er seinen einzigen Sohn Monte als Geisel stelle. Der Reik erschrak bei diesem harten Anerbieten, schließlich aber siegte sein Verlangen, der bedrängten Heimat zu helfen, auch hoffte er, im nächsten Kampfe seinen Sohn wieder zu gewinnen. So wurde der junge Hekus Monte mit andern Geiseln über die Grenze gebracht. Seiner armen Mutter aber brach das Herz vor Kummer, und als Thyrwaido dann wirklich zurückkehrte, fand er nur noch die Leiche seiner edlen Gattin, und schmerzerfüllt schwor er Rache für sein Volk, für den geraubten Sohn und den Tod seines Weibes. Nichts hielt ihn länger auf seiner verlassenen Burg, wo alles ihn nur schmerzlich an das Verlorene erinnerte. Er zog zu dem Herzog Swantepolk von Pommerellen und bewegte diesen zu einem Feldzug gegen den Orden. Hierdurch ermutigt, erhoben sich die besiegten Preußen wie ein Mann und erstürmten in Kürze fast alle neu erbauten Ordensburgen. Das war der erste Preußenaufstand, der im Jahre 1242 losbrach und sich mit ungeahnter Wucht über das bisher vom Orden eroberte Land ergoß. Etwa sechs Jahre ziehen sich diese Kämpfe hin, in denen der Orden mit Mühe einige Burgen — Balga, Elbing, Thorn, Kulm — behauptet. Nachdem jedoch Swantepolk niedergeworfen, schließen auch die Preußen einen Vertrag mit dem Orden.

Der Orden mußte aber einsehen, daß er allein mit der Eroberung der preußischen

Gaue schlecht weiter kam und so vereinigte er sich mit dem Orden der „Livländischen Schwertbrüder“ zur Eroberung des Samlandes. Nennenswerte Erfolge wurden jedoch erst errungen, nachdem König Ottokar von Böhmen einen Kreuzzug nach Preußen unternahm und in den darauffolgenden Kämpfen (Schlacht bei Rudau) langsam Samland eroberte.

Das nächste Ziel war die Eroberung Litauens. Zwar gelang es dem Orden durch geschickte politische Verhandlungen, Schemeiten von dem Litauerkönig Mindowe als Geschenk zu erhalten, jedoch der zähe Unabhängigkeitwille der litauischen Bevölkerung vereitelte alle Eroberungversuche. Auch nach langwierigen Kämpfen konnte der Orden keine wesentlichen Fortschritte verzeichnen. Schließlich gelang es den Litauern, ein aus Deutschen und livländischen Streitkräften zusammengesetztes Heer entscheidend zu schlagen (1261 bei Durben in Kurland), und als sei dieser Mißerfolg der Kreuziger das Signal zur Empörung, brach plötzlich ein allgemeiner Aufstand des ganzen bisher eroberten Preußenlandes los. Hatten sich doch Haß und Erbitterung gegen den Orden mit jedem Jahre gesteigert, denn allzu grausam und hart war das Regiment der geistlichen Herren gewesen. Mit ähnlichen Blutgesetzen, die einst der Frankenkaiser Karl von Sachsen diktierte, regierte der Orden die eroberten Preußengaue, und von ihrer Härte überliefert uns die Sage einige Beispiele.

In „Das verlorene Bernsteinrecht“ hören wir: Nachdem der Orden erkannt hatte, welch gute Geschäfte er mit dem Bernstein machen konnte, nahm er das Recht des Bernsteinsammelns für sich allein in Anspruch und der Ordensritter Anselm von Rosenberg erließ das Gebot, daß jeder, der ohne Erlaubnis Bernstein sammele, zum Tode durch den Strang verurteilt werden solle. Die Preußen kehrten sich nicht groß daran, hatten doch viele von ihnen gerade durch das Bernsteinsammeln ihr Brot verdient, und mancher Fischer fand trotz des Gebotes hin und wieder beim Fischen ein Stück Bernstein in seinem Netz. Der Vogt aber ließ jeden, der beim Sammeln ergriffen wurde, ohne weiteres Urteil und ohne Gnade am nächsten Baum aufknüpfen, so daß viele jämmerlich ums Leben kamen. Dafür aber hat Anselm schwer büßen müssen; er konnte im Grabe keine Ruhe finden. Noch mehrere hundert Jahre darnach hört man zu Zeiten seinen Geist am Strande rufen: „Oh Gott, Bernstein frei, Bernstein.“ So berichtet uns die Sage, und eine andere erzählt uns vom „Pfaffenberg bei Mehlkemen“: Zwei Ordenspriester, wegen ihres grausamen Bekehrungeifers von den eigenen Leuten mehr gefürchtet als geliebt, befahlen einst, gefangene Preußen in Eisen zu legen und ihnen kein Essen zu reichen, als bis sie sich zur christlichen Taufe bequemten. Die Heiden hungerten, aber blieben standhaft. Als der Hunger sie am höchsten quälte, ließen die beiden Pfaffen einen Tisch herbeitragen und setzten sich vor ihren hungernden Gefangenen zum Essen nieder. Da ging ein furchtbares Gewitter nieder, der Berg bebte, tat sich auf und verschlang alles: Burg und Menschen. Die beiden Pfaffen aber sitzen noch heutigentags unten im Berge an ihrem reich besetzten Tisch. Sobald sie jedoch zugreifen, verschwindet die Speise, sobald sie ihren Durst löschen wollen, weicht das Wasser aus; als klare Quelle kommt es am Fuße des Berges heraus. Der Berg aber heißt Pfaffenberg bis auf den heutigen Tag.

Die größte Schmach erblickten die Preußen darin, daß sie dem Orden Fronarbeit leisten mußten zur Erbauung seiner Burgen; zähneknirschend verrichteten sie die Knechtsarbeit des Steineschleppens; am furchtbarsten aber war das Verlangen, gegen die eignen, noch heidnischen Brüder in den Kampf zu ziehen! Wehe aber, wenn sie sich auflehnten; entweder drohte ihnen der Tod oder man nahm ihnen die eignen Kinder fort, um sie unter Ordensschutz christlich zu erziehen. Die Abgaben, die dem Orden an Brot und Getreide zu leisten waren, waren so hoch, daß sie einfach nicht aufgebracht werden konnten. Da entschloß sich eines Tages der alte Thyrwaido, mit anderen Edlen aus Warmien und Natangen den Ordensvogt ihres Landes, Walrad Mirabilis im Namen des verarmten Volkes zu bitten, einen Teil der Abgaben und Fronarbeiten zu erlassen. Angeblich soll bei diesem Besuch auf der Burg des Vogtes der Versuch gemacht worden sein, dem Vogt nach dem Leben zu trachten — erwiesen war dies durch nichts! Als der Vogt die Edlen nun aufforderte, noch einmal wiederzukommen, um sich die Antwort auf ihre Bitte zu holen, folgen alle fünfzig Edlen arglos dieser Einladung. Während des Mahles ließ der christliche Ritter die Türen schließen, die Burg anzünden und die ganzen Preußen elend verbrennen. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich diese Schreckenstat im Lande; schon lange war der Bogen überspannt, dies mußte ihn zum Reissen bringen. Am 20. September des Jahres 1261 loderten auf allen Bergen des Preußenlandes die Flammenzeichen und riefen alles, was Waffen tragen konnte, zum Kampf gegen die Kreuziger auf Leben und Tod. Lange und mit Bedacht war dieser allgemeine Aufstand vorbereitet worden. Herkus Monte, Thyrwaidos tapferer Sohn, war Tag und Nacht durch die Gaue geritten und hatte die Preußen aufgerufen, die Sklavenketten endlich zu brechen. Durch den Mord an seinem Vater war sein Haß auf die Kreuziger aufs äußerste gestiegen. Überall fand sein Ruf Verständnis und begeisterten Widerhall. Im Samland befehligte der tapfere Glande seine Scharen, Glappo führte die Warmier, Divane die Barter, Auctumo die Pogesanier an. Der heldenhafte Monte selbst, der zwischen allen Kampfesvorbereitungen ein so glückliches Sippenleben auf Burg Solidau führte, riß sich los von Weib und Kind und stürzte sich in den entfachten Freiheitkampf. Die bittere Erfahrung hatte die Stämme gelehrt, vereinigt mit einander zu kämpfen, und der Erfolg gab ihnen recht. Nacheinander wurden die Burgen Heilsberg, Braunschweig u.a. erobert, furchtbare Rache nahmen die Preußen an ihren Peinigern.

Hilfeflehend wandte sich der Orden an den Papst, und so kam 1262 wieder einmal ein großes Kreuzheer über die Weichsel. Die Preußen, die sich zum offenen Kampfe zu schwach fühlten, zogen sich in ihre Wälder zurück, und das Ordensheer durchzog schrecklich verheerend das Land. Als es sich jedoch teilte, wagten die Preußen einen kühnen Angriff und errangen einen trotzig erkämpften Sieg bei Pokarben. Die Ritter sahen ein, daß sie den Preußen im offenen Felde nicht zu widerstehen vermochten und zogen sich in ihre Burgen zurück, so daß sich die Kämpfe nun auf Belagerung und Verteidigung der Burgen beschränkte. Blutige Kämpfe wurden besonders um die Burg Königsberg geführt. Das Heer der Samländer hatte sie zu Wasser und zu Lande eng eingeschlossen und die Hungersnot in der Burg war schon aufs äußerste gestiegen. Da beschloß die verzweifelte Besatzung einen Ausfall auf

Leben und Tod zu machen; die Verzweiflung gab ihnen übermenschliche Kraft. Die tapferen Samländer wurden geschlagen und auch Glande, der wie ein Löwe gekämpft hatte, fiel mit fast allen Getreuen. Schrecklich wüteten nun die Ritter im Samland. Vereint mit einer Hilfskraft aus Livland wurde jetzt auch der westliche Teil Samlands mit dem Götterheiligtum Romove angegriffen, das Heiligtum vernichtet, die tapferen Verteidiger überwältigt und bis auf den letzten niedergemacht. Bis zu ihrer völligen Vernichtung kämpften hier die freiheitliebenden Preußen, „und war nicht einer unter ihnen, der um Gnade gebeten oder sich gutwillig ergab", wird uns berichtet.

Monte war in einer der Schlachten verwundet worden, genaß aber bald wieder und eroberte nach dreijähriger Belagerung Kreuzburg. Dann vereinigte er sich mit Mestwin, dem Sohne Swantepolks und eroberte mit ihm das Kulmerland. Reichlich vergalten auf diesem Zuge die Preußen die Grausamkeiten, die die Riter bei der Eroberung Samlands ausgeübt hatten. Noch einmal schlug Monte das Ordensheer entscheidend, und das Preußenvolk war nahe daran, die heißersehnte Freiheit zu erlangen. Da erschien ein neues Kreuzheer unter der Anführung der Markgrafen Otto und Johann von Brandenburg. Sie konnten jedoch keinen glücklichen Erfolg erringen, ebenso wenig war dem Heere Ottokars von Böhmen, der 1267 noch einmal nach Preußen kam, ein Sieg beschieden. Kaum hatte Ottokar das Land wieder verlassen, als noch einmal Monte mit seinem Heer Pomesanien durchzog, die Burgen Marienwerder, Kulmsee, Rehden eroberte. Auch ein sudauisches Heer war zu Hilfe geeilt, und schließlich erschien der litauische Großfürst Troina, von den Preußen herbeigerufen, und noch einmal wurde mit erneutem Mut über die Städte und Ordensburgen hergefallen. Zehn Jahre unnennbaren Jammers waren so über das Land gegangen und schrecklich sah es in demselben aus. Ganze Städte und Dörfer waren vom Erdboden verschwunden, aber die Preußen ermüdeten nicht in dem schrecklichen Kampfe und dachten nicht an Unterwerfung, obgleich ihrer Tausende in den blutigen Schlachten gefallen waren, und auch mancher ihrer Führer sein Leben hatte lassen müssen. So lange und unter so ungünstigen Umständen zu kämpfen ist freilich nur dann möglich, wenn seelische Geschlossenheit das ganze Volk belebt und ihm dadurch immer wieder neue Kräfte gibt.

Leider gestalteten sich gerade in diesen verzweifelten Kämpfen der Preußen die Verhältnisse des Ordens günstiger. Er konnte mit Litauen und Pommern Frieden schließen, während es dem Papst gelang, noch einmal ein gewaltiges Ordensheer nach Preußen zu senden. Dieser vielfachen Übermacht frischer Streitkräfte waren natürlich die durch den jahrelangen Kampf geschwächten Preußen nicht gewachsen, und so mußte sich denn auch ihr Schicksal erfüllen. Noch einmal hatten Monte mit seinem Kriegshauptmann Gedauthe und Linko, der Anführer der Pogesanier alle wehrhaften Männer des Landes zusammen gerufen zum letzten entscheidenden Kampf. Alle wußten, daß es jetzt um das Letzte ging und waren nur von einem Gefühle beseelt: zu siegen oder zu sterben. Unter fortwährenden Kämpfen, in deren einem auch Linko fiel, wurden die Preußen bis in die Nähe von Braunsberg zurückgedrängt. Hier stellte sich Monte mit den Seinen dem Kreuzheere zur Schlacht. Furchtbar war der Kampf, viele Tausende fanden hier ihren Tod, und schließlich

mußten die Preußen der Übermacht weichen. Sie zogen sich zu einem letzten Sammeln zurück, noch einmal griff Monte mit dem Rest seines Heeres an, ein verzweifelt kühnes Unterfangen. Ein Sieg ist ihnen nicht beschieden, die Tapferen fallen unter den Schwertern der Ritter, um nicht noch einmal das schmähliche Joch der Knechtschaft tragen zu müssen. Auch Monte hatte den Tod gesucht, war aber von einigen Getreuen aus dem Schlachtgetümmel herausgerissen und in den schützenden Wald gebracht worden. Die Ritter, wohl wissend, daß sie nicht eher Ruhe haben würden, als bis Monte in ihren Händen sei, ließen die Wälder nach ihm absuchen. Und etwas Unfaßbares geschieht: Monte wird schlafend unter einem Baumstamm gefunden, leise schleichen die Späher heran, und der Ritter Hermann von Schönenberg vollbringt die Heldentat, den schlafenden Preußenführer mit dessen Schwert zu durchbohren. Aber noch nicht genug der Schmach: die frohlockenden Ritter knüpfen den Leichnam an einen Baum! Später wurde Monte von seinen Getreuen gefunden und mit allen Ehren einer preußischen Bestattung verbrannt. Zwanzigtausend Preußen waren in den letzten Verzweiflungkämpfen gefallen, nun lag über dem menschenleeren Lande die Ruhe einer Wüste. Unvergeßlich aber sollen jene Männer sein, die sich für Freiheit und Glauben verbluteten.



Preußischer Späher

Der Veltliner Protestantenmord

Von Ernst Ziel

Zu dem Rüstzeuge, mit welchem die „heilige Kirche" den Kampf gegen eine vernunftgemäße Welt- und Lebensanschauung führt, hat von jeher in erster Linie der Versuch gehört, die Berechtigung des Ultramontanismus und seiner Tendenzen auf historischem Wege darzutun. Daß die Geistlichkeit, zumal die katholische, bei diesem gewagten Unternehmen Tatsachen und Daten, ja oft ganze Kulturepochen, von der Geschichte verbürgt und verbrieft, in souveräner Willkür und Machtvollkommenheit auf den Kopf stellte und in „verbesserter Ausgabe" ihren Zwecken dienstbar machte, weiß jedermann. Ohne solche Fälschungen geht's hierbei einmal nicht ab; denn jedes Blatt im Buche der Geschichte spricht von den Bluttaten der Kirche — und wie sollte die „heilige" bestehen angesichts solchen Zeugnisses? „Wo die Wahrheit uns nicht paßt, da tun wir ihr eben Gewalt an." Auf das Mißverhältnis zwischen dem, was der Ultramontanismus als Wahrheit hinstellen möchte, und dem, was wirklich Wahrheit ist, kann nicht oft genug hingewiesen werden — und diese Erwägung ist die Veranlassung zu der nachfolgenden Schilderung einer der schändlichsten Greueltaten des Glaubenseifers, eines Blutbades, dessen Einzelheiten, obgleich nicht weniger empörend als die Frevel der Sicilianischen Vesper, nicht minder gräßlich als die Schrecken der Bartholomäusnacht, doch in weiten Kreisen noch verhältnismäßig wenig bekannt geworden sind. Achtundvierzig Jahre nach jener Nacht, in welcher die Sterbeseufzer der Hugenotten die Straßen von Paris erfüllten, vollzog sich auf Befehl der Kirche Roms in einer der anmutigsten Landschaften des heutigen Italiens, im Tale der Adda, der aus Blut und Untat zum Himmel schreiende sogenannte Veltliner Protestantenmord.

Es war eine Zeit der Auflösung und Verwirrung, der Gärung und des Schreckens, die Zeit des anhebenden dreißigjährigen Krieges. Ganz Europa kam aus den Fugen. In Staat und Gesellschaft, im wissenschaftlichen und praktischen, zumal aber im religiösen Leben starben die alten Zustände unter gewaltigen Umwälzungen ab, und die Geburt einer neuen Zeit vollzog sich unter welterschütternden Ereignissen. Es war, als wollte die Menschheit mit sich selbst abrechnen über alte, durch Jahrhunderte verpflanzte Irrtümer und Verschuldungen und unter die abgeschlossene Bilanz der Zeit einen blutigen Strich machen.

Auch in Italien gingen die Keime des Neuen auf den Trümmern des Alten auf. Der Geist Luthers hatte längst die Alpen überflogen und sich auf der italienischen Halbinsel eine Heimstätte gegründet. Aber wie überall, so erhob sich auch hier gegen die freiere Lehre des Mönches von Wittenberg ein in den Fangnetzen des katholischen Glaubens verrannter Glaubenseifer, welcher mit Feuer und Schwert zurückerobern wollte, was die siegende Vernunft ihm abtrünnig gemacht hatte. Das Gespenst der Inquisition ging durch ganz Italien und warf die Flammen der Scheiter-



Comer See mit Blick gegen die Bündner Berge

Aufnahme: Erberto Ruedi



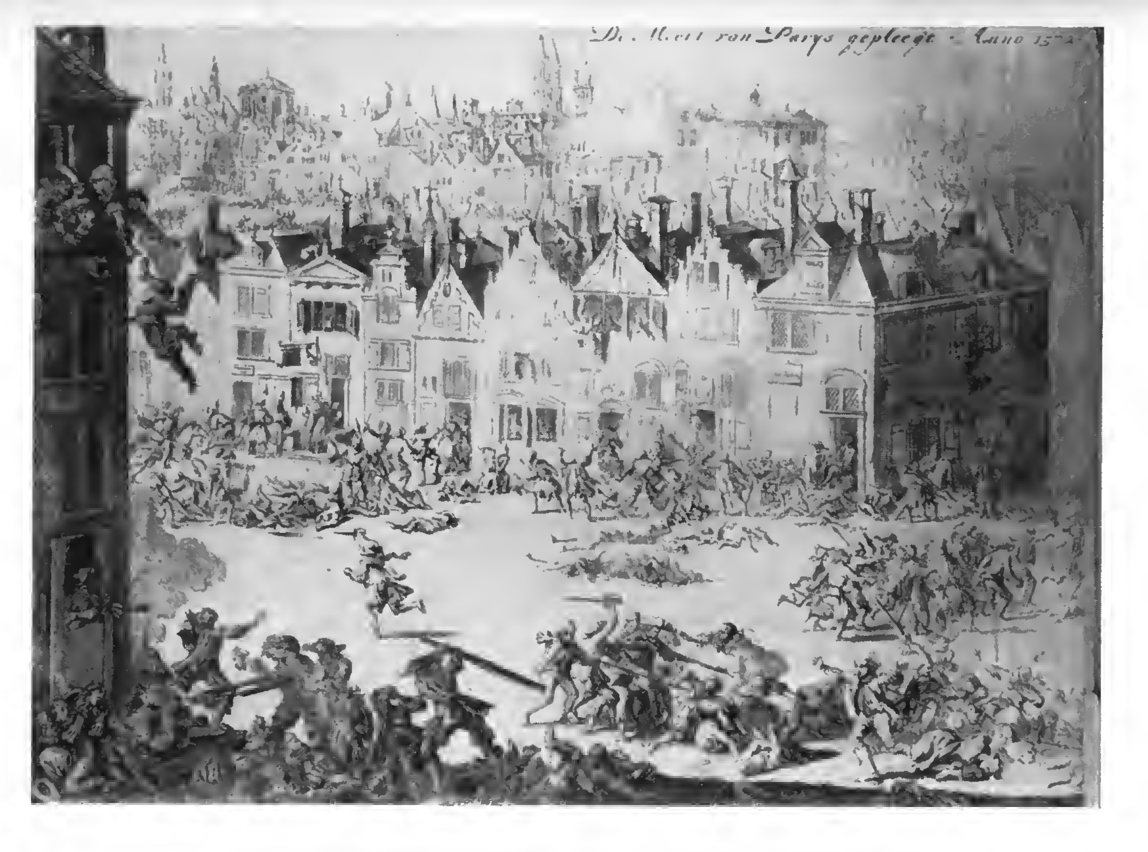
Der bucklige Dorsow und der einäugige Johannes, die Ketzermörder

Zeichnung von Hans Günther Strick

„Durch Gottes Zulassung kam im Jahre des Herrn 1231 eine erbärmliche Klage und sehr hartes Los. Ein Bruder Konrad Dorsow aus dem Predigerorden, ein laicus totales, trat auf und brachte einen Laien namens Johannes mit sich, der einäugig, verstümmelt und ein ganzer Taugenichts war." So melden die „Wormser Annalen". Aber dieses nichtswürdige Paar hatte eine vom Papste ausgestellte Urkunde vorzuzeigen, auf Grund deren sie Ketzerjagden betrieben und die furchtbarsten Untaten verübten. Die beiden „arbeiteten" im Rahmen der großen, von dem berüchtigten Konrad von Marburg geführten Ketzerverfolgung. Sie behaupteten, es sei ihnen von Gott gegeben, die Ketzer von den Gläubigen zu unterscheiden. Solche eifrigen und frommen Leute mußte die Kirche doch gewähren lassen. Die Scheiterhaufen brannten am Rhein und durch die Methoden dieser Inquisition wurden stets neue Opfer herbeigeschafft. In das Hab und Gut dieser „Ketzer" teilten sich Kirche und Obrigkeit. „Darüber freuten sich nun" - wie eine andere Quellenschrift (Specklin) meldet - „die Herren und leisteten den Inquisitoren Vorschub und beriefen dieselben in ihre Städte und Dörfer, anderen Gruben grabend, um selbst hineinzufallen. Auf diese Weise gingen Unschuldige zu Grunde bloß um der Güter willen, welche jetzt die Lehensherren erhielten."

Als man schließlich diesem schauerlichen Morden wieder ein Ende machen wollte, als man besonders wegen der Verurteilung völlig Unschuldiger Mitleid empfand, gaben jene Inquisitoren zur Antwort: „Wir wollten hundert Unschuldige verbrennen, wenn nur e i n Schuldiger darunter ist" (Wormser Annalen).

Der Theologe Adolf Hausrath schreibt von diesem Wüten: „Wir kennen von anderen Gelegenheiten her die Art, wie bei solchen Ketzerjagden verfahren wurde. War der Haufe in einem Ort angekommen, so ward die Einwohnerschaft durch Sturmläuten zusammengerufen. Der nächste beste Verdächtige wurde herausgerissen - mochte er angezeigt sein, oder blaß aussehen wie ein Manichäer, oder unheimliche Augen haben, oder was sonst, er wurde gefragt, nicht ob er ein Ketzer sei, das verstand sich schon von selbst, sondern wann er zum letzten Mal in dem Konventikel gewesen, wie oft gepredigt würde, an welchen Tagen usw., Fragen, die ihm noch zudem aus einem Buche vorgelesen wurden, als sei die Untersuchung schon geführt und geschlossen, gleichviel, ob er gestehe oder nicht.... Die Gefangenen wurden dann in roten Röcken und mit Stricken um den Hals, oder eine Fackel in der Hand, oft noch tagelang mit herumgeschleppt, teils um überall Aufregung und Schrecken zu erregen, teils um die Hinrichtungen durch die größere Anzahl der Opfer glänzender zu machen."



Die Bartholomäusnacht im Jahre 1572 nach einem zeitgenössischen Stich



Die von den Polen verübte jüngste Bartholomäusnacht in Bromberg

„Die Organisatoren" (der an den Deutschen verübten Greueltaten) „aber sind bei den staatlich geschützten polnischen Nationalverbänden und bei der polnischen Geistlichkeit zu suchen, die - das muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden - bei der Deutschenjagd eine besonders düstere Rolle gespielt hat.... Aus einer Kirche heraus wurde auf Deutsche Soldaten geschossen. Unter dem Altar hatte er" (der Geistliche) „die Munition verborgen, mit der unsere Soldaten niedergemacht werden sollten. Es ist der gleiche Pfarrer, dee wenige Tage zuvor von der Kanzel herunter ‚gepredigt' hatte, man solle ‚jedem Deutschen den Hals umdrehen und vorher die Augen ausstechen'!!! Er verstand es, seiner Gemeinde glaubhaft zu machen, daß dies ein wahrhaft gottgefälliges Werk sei. Wer die Ergebenheit des polnischen Volkes allem gegenüber kennt, was aus geistlichem Munde kommt, der wird ermessen können, welche Wirkung derartige Predigten haben mußten."

(Aus einem „P.K.-Sonderbericht" von Wilhelm von Owen
„B. Z. am Mittag" vom 12. September 1939, Nr. 218)

Aufnahme: Scherl Bilderdienst

haufen in alle Gaue. Kein „Ketzer" war sicher vor den Schergen Roms, und die Not war groß. Wohin sollten die verfolgten Protestanten sich wenden? Wo war ein Schirm gegen die Häscher des Papstes? Da winkte ihnen am Fuße der Alpen eine Friedensstatt. Aus allen Provinzen strömten die Schwerbedrohten zu ganzen Scharen in das Veltlin, Schutz und Unterkommen in den sicheren Tälern der Adda suchend. Die schweizer Bündner gewährten ihnen beides und ließen den Fremdlingen auch freie Religionübung zuteil werden. So fand die Reformation allmählich im Veltlin Pflege und Ausbreitung.

Mit scheelen Blicken aber betrachtete Rom das beinahe im Schatten des heiligen Stuhles aufblühende Ketzertum. Es wurde ein wahres System von geheimen Intrigen gegen die verhaßten Protestanten in Szene gesetzt, und als in Mailand Herzog Alba's Regiment begann, da trat die Opposition offen hervor. Er, unter den Schildträgern der Inquisition der fürchterlichste, legte etwa um das Jahr 1560 Truppen in die festen Plätze des Addatales. Das ganze Veltlin zitterte. Aber die drohenden Wolken zogen vorüber — das Gewitter entlud sich nicht; um so drückender wurde die Schwüle; denn statt der gefürchteten spanischen Soldateska kamen — die Söhne Loyola's ins Land. Weit empfindlicher, als die Söldlinge Alba's das Veltlin hätten bedrücken können, traf die Geißel der Jesuiten die nun ins geistliche Joch geschlagenen Talbewohner; denn ein einziger dieser Jünger Jesu ist, nach dem Sprichworte, schlimmer als zehn Kriegsknechte. Aber damit war es noch nicht genug; zum Schlimmen gesellte sich das Allerschlimmste: Zur energischeren Bekämpfung des Protestantismus im Tale der Adda gründete der Erzbischof von Mailand, Carlo Borromeo, ein gefügiges Werkzeug des Papstes, im Jahre 1579 in jener Stadt ein Priesterseminar, das Collegium Helveticum, in welchem der orthodoxe Katholizismus den jungen Nachwuchs für die Zwecke Roms erzog. Fünf Jahre später starb Borromeo und Nicolo Rusca von Lugano, Erzpriester von Sondrio und Schüler Borromeo's, wurde im Veltlin der geistige Mittelpunkt der Feinde des Protestantismus. Um ihn, der im Volksmunde nicht anders hieß, als der „Ketzerhammer", scharte sich alles, was die Anhänger des neuen Glaubens und die bündnerische Gewalt haßte, die Priester und die großen und kleinen Feudalen. Die Not der Verfolgten stieg; die Gefahr des freien Glaubens wuchs. Da wurde im Jahre 1618 Rusca vor ein Strafgericht in Thusis gestellt, des Ungehorsams gegen die Landesregierung und verräterischer Verbindungen mit Spanien angeklagt und der Folter überliefert, auf welcher er starb. Das Blut ihres Oberhauptes spornte die katholische Partei zu verschärften Maßregeln gegen ihre Widersacher an, und so wurde ein bewaffneter Einfall in das Veltlin und die Ermordung der Protestanten beschlossene Sache.

So weit das Vorspiel des Dramas.

Zur Ausführung des fürchterlichen Planes lieh in erster Linie der durch Reichtum und wissenschaftliche Bildung weithin bekannte Ritter Jacob Robustelli zu Grosotto die Hand. Er hatte die Mitverschworenen im Juli 1620 in seiner Wohnung versammelt und richtete daselbst an sie die folgenden historisch gewordenen Worte:

„Die Zeit der weibischen Klagen ist vorüber. Man muß sich empören. Der Krieg

ist dem Zustande, in dem wir uns befinden, vorzuziehen. Vaterland, Eigentum, Gesetze und was mehr ist, die Religion haben uns die Bündner geraubt oder befleckt. Erschreckt nicht vor dem Worte Rebellion! Der Papst segnet uns; Spanien hilft uns; die Zwietracht der Bündner begünstigt uns. Wie erquickend wird es sein, wenn wir in unseren alten Tagen zu unseren Kindern und Enkeln sagen können: Unser Verdienst ist es, daß ihr frei und katholisch seid." *)

„Das rhätische Joch werde abgeschüttelt! Man lasse die Protestanten über die Klinge springen!" herrschte der Jurist Schenardi.

„Es werden geschlachtet," riefen die beiden Vorredner überbietend, Doktor Vinzenz Venosta, „bis auf die Letzten alle die dem Satan anheimgefallenen Ketzer, welche mitten in dem Schafstalle Christi leben! Das Volk schmecke einmal die Wollust des Blutes, und diese versiegle das Gelübde ewiger Feindschaft gegen die verruchten Oberherren!"

So redeten im Verborgenen die Häupter der veltliner Ultramontanen mit einander, und was sie geplant, das blieb trotz Vorsicht und Flüsterrede kein Geheimnis in den Tälern und Schluchten des Veltlin. Schnell ging die Kunde von der den Protestanten drohenden Gefahr von Mund zu Mund. Und sie selbst, die treuen Anhänger der Lehre Luthers? Schärften sie nicht die Schwerter zu Schutz und Trutz gegen die Tücke der Feinde? Nein, im Vertrauen auf ihre gute und reine Sache und in jener Arglosigkeit, welche stets das Eigentum des Unbescholtenen ist, wollten sie nicht glauben, daß in der Tat die Verworfenheit ihrer Verfolger zu so blutigen Mitteln greifen könne — und diese Arglosigkeit war ihr Verderben; denn das Blut kam schnell über sie.

Robustelli hatte inzwischen eine Bande von verwegenen Strolchen — ihr Zahl ist nicht mehr zu ermitteln — mit eigenem und spanischem Golde angeworben und versammelte dieselben in der Nacht zum 19. Juli in seinen Kellern und Gewölben. Sich an die Spitze des Haufens stellend, ließ er noch vor Sonnenaufgang die Furie des Aufruhrs los und brach nach Tirano auf, wo sich die wilden Gesellen im Hause des Doktors Venosta bis zum Morgen verborgen hielten. Unter dem Schlachtgeschrei „Es lebe der römische Glaube!" brachen sie mit den ersten Strahlen des Tages aus ihren finsteren Schlupfwinkeln hervor, und nun begann in dem arglosen Tirano eine Metzelei ohnegleichen. Als erste Opfer fielen der evangelische Pfarrer Antonio Basso und etwa sechzig Gleichgesinnte. Viele andere, Bürger von Tirano und den benachbarten Weilern, traf dasselbe Los. Und weiter durch das anmutige Tal nahm die Mörderrotte ihren Weg. In Treglio, wohin die Wütenden sich nun wandten, wurde unter den gerade in der Kirche versammelten Protestanten ein grauenvolles Blutbad angerichtet. Man schätzt die hier Hingeschlachteten auf mindestens sechzig Personen. Sieben Männer, sechs Frauen und vier Kinder kamen im Glockenturme, wo sie Schutz gesucht hatten, im Feuer der brennenden Kirche ums Leben. Die Flammen von Treglio verkündeten weithin durch das unglückliche Land Entsetzen und Grauen, Tod und Verheerung. Aber rings keine Rettung vor den an Zahl und

---

*) Siehe Georg Leonhardi's vortreffliches Buch „Das Veltlin" (Leipzig, Wilhelm Engelmann), welches hier vielfach benutzt wurde.

Gewaltmitteln überlegenen Empörern. Immer weiter, von Dorf zu Dorf, von Weiler zu Weiler, wälzten sich die entmenschten Scharen und ließen die blutigen Fahnen im Winde wehen.

Als dritte Station des Mordes war Sondrio auserkoren, der Hauptort des Veltlins. Hierher war der Hauptmann Johann Guicciardi, einer der verwegensten Rädelsführer der Verschworenen und neben Robustelli wohl der gefürchteste unter ihnen, schon in der Nacht zum 20. Juli aufgebrochen. Allein bereits ehe er eintraf, begannen die dortigen Katholiken ein fürchterliches Gemetzel. Totschlag und allgemeines Sterben auch hier. Aber erhebend und zugleich ein Zeugnis dafür, wie das Bewußtsein des Rechtes, wo es fest und energisch auftritt, auch einer überlegenen Macht gegenüber triumphiert, ist die Tat des Kanzlers Mingardini. Dieser Edle, von Menschenliebe entflammt, versammelt mitten im entsetzlichen Blutbade von Sondrio etwa zwanzig unerschrockene Männer um sich. Das Leben für nichts achtend, tritt er mit ihnen unter die Bande der Mordgesellen. Die Häupter stolz und kühn erhoben, Ruhe und Verachtung in den Mienen, ziehen die Wackeren, ihre Frauen und Kinder in der Mitte, fast waffenlos durch die Straßen von Sondrio. Staunend aber sehen die Feinde die seltsam feierliche Prozession. Keiner wagt eine Hand zu erheben und von Schritt zu Schritt mehrt sich Mingardini's kleine Schar. Als endlich das Häuflein auf dreiundsiebzig gewachsen ist, da führt der Unerschrockene sie zum Tore der Stadt hinaus und von Höhe zu Höhe weit über die ragenden Schneegebirge hinweg, bis er sie alle hinübergerettet hat nach dem schützenden Engadin, wohin der Arm der Empörer nicht mehr reicht.

Dieser glückliche Auszug der dreiundsiebzig, vor denen die fanatisierten Mörder die Waffen wie beschämt gesenkt hatten, entflammt die Wut der Glaubenseiferer, als die Geflohenen in Sicherheit waren, um so mehr, zumal inzwischen Guicciardi's Söldlinge, „die von Durst nach Blut entbrannten", wie es in Schriften aus damaliger Zeit heißt, in Sondrio eingetroffen waren. Drei Tage dauerte hier und in den benachbarten Ortschaften die Metzelei. Hier blieb keine Untat ungetan; hier schlief kein Laster; hier war kein Schrecknis, das sich nicht in seiner ganzen fürchterlichen Gestalt gezeigt hätte. Etwa hundertvierzig Menschen fielen in Sondrio den entmenschten Fanatikern zum Opfer; viele Heldenmütige unter den Verfolgten, namentlich unter den Frauen, sollen den Tod in den Wellen der Adda freiwillig gesucht und gefunden haben.

Glücklicher als in Sondrio und dessen Umgebung waren die Protestanten zum Teil in den nach dem Comer See hin gelegenen Gemeinden. Von der dohenden Gefahr unterrichtet, gelang es ihnen meistens, sich vor dem nahenden Verderben zu retten. In Morbegno scheint sich unter den Katholiken eine förmliche Opposition gegen das wilde Treiben ihrer Glaubensgenossen gebildet zu haben; denn es ist Tatsache, daß sie die Protestanten ihres Ortes sicher geleiteten, bis diese sich außer dem Bereich der Gefahr befanden. Dies ist das einzige Zeichen einer menschlichen Regung, welches die Katholiken des Veltlin in jenen schrecklichen Tagen bekundeten. Darum um so mehr Ehre den Mordbegegnern!

Am 21. Juli waren aus dem ganzen Veltlin vom Fuße der Juga Rhaetica bis an den Larius die Protestanten vertrieben, oder ihre Leichen deckten das Land.

Gegen sechshundert „Ketzer" hatten ihr Leben unter dem Mordbeil des Fanatismus ausgehaucht.

Die Mörder triumphierten. Sie machten Robustelli zu ihrem Landeshauptmann, Guicciardi zum Statthalter. Aber die Vergeltung war schnell. Bereits zwei Wochen nach dem Protestantenmorde mußten die Veltliner Gewalthaber vor den unter Oberst Guler daherziehenden Bündner fliehen, und seitdem war das unglückliche Land der Schauplatz der wildesten Kriegsfurie: die Bündner und die Spanier, die Franzosen und die Kaiserlichen schlugen hier ihre Schlachten; eine fürchterliche Pest raffte in den Jahren 1628—1630 zwei Drittel der Einwohner hinweg, und erst mit dem sogenannten „Ewigen Frieden" im Jahre 1639 kehrten einigermaßen geordnete Zustände wieder ins Veltlin zurück. Zum jubelnden Andenken aber an den scheußlichen Protestantenmord bauten die siegreichen Katholiken durch das ganze etwa zwanzig Stunden lange Addatal bei jedem Dorfe, jedem Städtchen eine der Madonna geweihte Kirche, unter ihnen die prächtige der Madonna di Tirano.

Zum Schlusse noch einen Beleg für die tiefe Verworfenheit und Entsittlichung der Veltliner Protestantenmörder.

Zu St. Nicolo in einem kleinen Seitentale des Veltlins ist an die Kirche eine Totenkapelle gebaut, in welcher eine Menge von menschlichen Gebeinen und Schädeln aufgehäuft liegt. Zu den beiden Seiten eines sehr schön und kunstreich geschnitzten Altars sieht man je einen menschlichen Leichnam in knieender Stellung. Die Tradition berichtet über diese Leichen, daß dieselben, die sterblichen Überreste zweier in jenen Schreckenstagen ermordeten Protestanten, eines Mannes und eines Weibes, auf dem Friedhof von St. Nicolo beerdigt gewesen, aber von den Fluten des reißenden Gletscherbaches Frodolfo wieder aus der Erde herausgewühlt worden seien; Borniertheit und Aberglaube betrachteten diese Tatsache als einen Fingerzeig Gottes. Das Grab habe die Leiber der Ketzer wieder ausgespieen, meinten die Leute, und pfäffisches Raffinement machte der Kirche diesen Aberglauben dienstbar. Die beiden hart und steif getrockneten Leichname wurden in eine betende Stellung zusammengeknickt und so, dem Protestantismus zum bleibenden Hohne, wie büßend zu beiden Seiten des Altars postiert. „Angesichts des Todes", sagten die frommen Knechte Roms, „haben die reuigen Sünder dem falschen Glauben abgeschworen und sind sterbend in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt."

Diese Roheit der Gesinnung ist bezeichnend für den vor nichts zurückschreckenden Geist des Glaubenseifers, der den Veltliner Mord heraufbeschwor, wie denn die Juli-Schreckenstage an der Adda überhaupt vor anderen Schandtaten des Fanatismus geeignet sind, das Wesen der kirchlichen Herrsch- und Blutgier in seiner ganzen Nacktheit zu kennzeichnen. Denn wenn in früheren und späteren Religionattacken die Politik und andere weltliche Mächte mehr oder weniger die Hand im Spiele hatten, tritt uns hier der Eifer für den „heiligen Glauben" in seiner unmittelbarsten und unabhängigsten und darum gräßlichsten Form entgegen, der Eifer für „der Seelen Seligkeit", dessen blutige Fußspuren wir auf den Heerstraßen der Geschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert verfolgen können und der noch heute, die Flamme des Fanatismus nährend und schürend, seine Sendboten in alle Lande ausgehen läßt.

Das Ende des ostfränkischen Reiches

Von Margarete Dierks

Unaufhörlich fallen die Flocken in den Wintersonnenwendtagen des Jahres 918. Sie bedecken Ödflächen, Brandstellen von Gehöften und ganzen Dörfern in diesem unseligen ostfränkischen Reiche, das von unzähligen plan- und erfolglosen Heerzügen geschwächt darniederliegt. Ein gutes halbes Jahrhundert ist seit seiner Geburtstunde in dem Vertrage von Verdun im Jahre 843 vergangen. Die Kräfte, die vor hundert Jahren ein überragender Geist durch Gewalt und Blut zusammenzwang, sind rettunglos auseinandergesplittert.

Er, Konrad, König des Regnum Francorum, hat vergebens versucht, sie wieder in einer Macht zusammenzubinden: bodenständiges Germanentum, hierarchisches Kirchentum und römisches Caesarentum. Nach seiner siebenjährigen Herrschaft ist das Volk unglücklicher und friedloser denn je, das königliche Ansehen mißachtet wie nie, und nur eine Gewalt hat fester als zuvor in diesem Land und Volkstum Fuß gefaßt: die Kirche.

Der Klerus hat Jahr um Jahr Bodenbesitz, Geldschatz, Einfluß und Rechte gemehrt. Hatte Konrad geglaubt, sich durch die Kirche den Rücken stärken zu können gegen die Unbotmäßigkeit der Herzöge, die seine Ohnmacht kannten und dem Schwächling die Gefolgschaft weigerten, so stärkte die Kirche nur die eigene Macht hinter seinem Rücken und auch, beschämender noch für den König, in voller Öffentlichkeit. Nur ihre Schändlichkeiten verbarg sie hinter der weltlichen Macht, würdigte den König zum Werkzeug herab und warf die Schuld auf ihn, wenn etwas mißlang. Hatte Konrad geglaubt, durch Nachgiebigkeit sich Bischöfe, Äbte und Priester gefügig zu machen, so geriet er durch solches Verhalten und Tun immer tiefer in äußere Abhängigkeit und seelische Unfreiheit. Die engere Verbindung mit Rom, die er immer wieder gesucht, hatte ihn mehr und mehr seinem Volke entfremdet. Nun lag er einsam und gleichsam ausgestoßen aus der Gemeinschaft derer, denen er König und Führer sein sollte, auf dem Krankenbette. Ach, auch diese Wunde, die ihn niedergeworfen hatte, war im schmählichen Bruderkampfe gegen Bayern erworben.

Zum wievielten Male dachte der Fiebernde diese Gedanken, das Elend seines Königtums durch? So lang war ja die Zeit, bis der Bruder, Eberhard, kommen würde. Er hatte ihn rufen lassen, um ihm zu sagen, welche Erkenntnisse er in den Tagen des Siechtums gewonnen. Aber er mußte bald kommen, sonst war es zu spät...

Der Vorhang des Gemaches bewegte sich leise. „Eberhard?" „Ich bin es, euer Beichtiger", kam es von der eintretenden Gestalt zurück. Konrad winkte ablehnend mit der Hand und wandte müde den Kopf zur Wand. Trotzdem trat der Priester näher. „Ich bringe auch die Schenkungurkunde über Wald, Wiesen und Ackerland für das Kloster des St. Gallus; ich wollte euch bitten, euer Zeichen darunter zu setzen." „Wer hieß sie euch ausfertigen?" Der König fragt es gequält mit geschlossenen Augen. Da neigt sich der Priester zum Ohre des Königs. „Die Angst um das Heil eurer Seele hieß es mich tun," flüstert er, „denn viel schwere Schuld liegt auf euch. Schenkungen an Gott, an die Kirche an seiner Statt erlösen davon." Konrad öffnet die Augen. Vielleicht ist es das erstemal in sieben Jahren, daß Herrscherwürde in seinem Blick liegt. „Ich werde nicht unterzeichnen. Zu viel gab ich euch schon an Boden, zu viel spendete ich an Gold, zu viel opferte ich an Blut." Der Priester weicht etwas zurück, dann tritt ein nachsichtiges Lächeln in seine Züge. „Wer Gott gefallen will, kann nie genug Güter der Erde opfern. Denkt ihr nicht mehr an eure Blutschuld? Spendet, ehe es zu spät! Dann schließt die Hölle ihre Pforten, und die Engel des Himmels stehen bereit, Konrad, den König zu empfangen, der der heiligen Kirche opferte und diente." „Eure Drohungen und eure Verlockungen fruchten nichts mehr bei mir, und auch am Lob der Engel liegt mir nichts. Wollte Gott, mein Volk könnte mich loben!" Erschrocken hebt der Priester die Hand. „Was höre ich? Lästerungen auf diesen Lippen, die bald der Tod verschließt? Wollt ihr in allen Sünden dahinfahren? Muß ich euch erst die Namen nennen der Grafen Erchanger und Berthold? Sie starben auf euren Befehl, schuldlos, ja als Helden vor der Welt! Zahlt die Sühne, König, mit dieser Urkunde, und ich spreche euch los von diesem Doppelmord." Jetzt richtet sich Konrad auf: „Ihr mich lossprechen? Ihr selbst rietet zu der Tat! Auf euer Drängen wurden sie enthauptet, nachdem ihnen schon das Leben in einem Kloster geschenkt war. Ihr liefertet mir auch den jungen Neffen aus und zwangt mich, ihn töten zu lassen. Und nun wollt ihr vergeben? Wo ihr selbst in tiefster Schuld steht? Glaubt ihr, meine Gedanken seien schon verwirrt? Ich sehe klar, Priester, o klar, wie nie in meinem Leben. Hätte ich früher so klar gesehen, nicht eine Krumme dieser Erde, nicht einen Tropfen edeln germanischen Blutes hätte ich euch geopfert." Ermattet läßt er sich zurückgleiten, mühsam stößt er die letzten Worte hervor: „Geht, geht, und laßt mich nun wenigstens würdig sterben, da ich's zu leben nicht vermochte." Leicht neigt sich der Priester. „Wie ihr wollt, Herr Konrad, in der Hölle werdet ihr euch meiner Worte schon wieder erinnern, freilich zu spät." Ungeduldig winkt der König mit der Hand. „Ich gehe schon. Doch gewonnen habt ihr doch nichts für euer Volk durch eure Weigerung. Was ihr versagt, werde ich gar bald schon von eurem Bruder, wenn er König ist, erlangen." „Das wirst du nicht," murmelt der König, während der Priester aus dem Gemach gleitet.

Über Konrad kommt wieder das Fieber. In schlimmen Bildern zieht die siebenjährige Herrschaft an ihm vorüber. Erchanger und Berthold! Rebellen waren sie, aber Rebellen, die ihren König auf den rechten Weg zurückzuzwingen suchten, Rebellen, gegen das Unrecht, gegen den am heimatlichen Boden verübten kirchlichen Raub, den er deckte. Er sieht die Synode wieder, die unter dem Vorsitz des päpstlichen Boten tagte. O, Demütigung und Schmach für das Reich und für ihn, der

hoffte, dadurch Glanz und Ehre zu gewinnen! Er sieht das Land, ausgebrannt und verwüstet von den Ungarn, denen er nicht Einhalt gebieten konnte. Er sieht sich selbst wieder auf den vielen Heerzügen gegen die Herzöge, die er sich zu Willen zwingen wollte und denen er als oberster Herzog doch unterlegen war. Nichts wurde gewonnen in diesen Kämpfen, nur das Blut der Stämme des einen Volkes vergossen. Wer war immer Sieger? Wer würde den starken Frieden bringen, wer unangreifbar die Führung nehmen? Ein Name kehrt dem König immer wieder, ein Name bleibt: Heinrich von Sachsen... Konrad flüstert diesen Namen.

Da fühlt er seine Stirn von einer kühlen Hand berührt. Er zuckt empor: „Eberhard!" „Ja, Bruder, endlich bin ich bei dir, und nun sehe ich, daß es schlimm um dich steht." „Ja, schlimm, Eberhard, wenn du gegangen bist, tritt der Tod herein. Ich fühle es wohl. Darum laß uns die kurze Frist nutzen..." „Ja, mein königlicher Bruder, sage mir denn deinen Rat und Willen, damit ich das Imperium Francorum recht regiere."

Der König schweigt noch. Alle Kraft muß er zusammenballen in sich, um Herr zu bleiben über das Fieber, das seine Gedanken, seine Worte stören will, um fest zu bleiben, um nicht jetzt wieder und zum letzten, zukunftentscheidenden Male zu versagen. In den Augen des Bruders sieht er das Begehren nach Macht und Herrschaft und die leise Ungeduld, den Rat eines sterbenden Königs zu vernehmen. „Eberhard," beginnt er dann, „mein letzter Rat und Wille werden dich tief enttäuschen...", und ehe der andere fragt, spricht er klar und fest: „Du sollst die Krone nicht tragen."

Mit tiefem Atemzuge reckt sich der Bruder auf. „Das kann doch nicht dein Ernst sein! Ich habe bereits...", Konrad unterbricht ihn: „Ich weiß, du hast darauf gewartet, König zu werden, du hast dafür gearbeitet, hast Verbindungen geknüpft, Pläne schon geschmiedet — aber es hilft alles nicht, Eberhard. Unser Geschlecht darf die Führung nicht behalten, es führt das Land ins Verderben." „Konrad! So darfst du nicht sprechen. Du siehst wohl zu schwarz, so nah am Tode. Du hast Unglück gehabt in deiner Herrschaft, aber hattest du nicht besten Willen? Habe ich nicht besten Willen. Und, glaube mir, ich werde glücklicher sein." Der König blickt gerade aus. Es ist, als ob er alle Worte, die er nun spricht, längst schon sich zurechtgelegt habe. „Was du Unglück nennst, Bruder, war meine eigene Schuld! Und was nützen Land und Volk der beste Wille ihres Königs, wenn diesem Könige die Erkenntnis des Rechten fehlt? Auch dir wird immer diese Erkenntnis der rechten Führung fehlen. Denn wir sehen nicht mehr klar. Wir haben uns verkauft in die Macht der Kirche, wir können uns nicht mehr lösen vom Klerus. Er hält uns in den Klauen, gold-, land-, blutgierig. Du kannst dich nicht frei machen von den Priestern. Sie fangen dich immer wieder in den alten Schlingen. Halfst du nicht auch die Grafen Berthold und Erchinger niederringen und verurteilen? Sie hatten sich — o, ich weiß — mit Recht empört wider den Bischof von Konstanz, den wir schirmten. Und halfest du nicht bei so vielen anderen Taten, die Herzöge und Volk empörten?" „Und darum sollte ich nicht herrschen können?" Konrad nickt. „Darum und um vieles andere nicht, darin wir der Kirche gefolgt sind wider das Rechtsbewußtsein im Volke. Von Anfang an würden die Herzöge und ihr Heerbann gegen dich stehen. Und wolltest du Hilfe vom Klerus, du müßtest auch die kleinste Leistung tausendfach bezahlen mit

neuen Rechten, mit Grundbesitz, mit Geld und Blut der Edelsten, die deine und der Kirche Widersacher sind. Immer größer wird der Riß zwischen dir und dem Volke, immer unheilbarer das Zerwürfnis mit tapferen, starken Herzögen. Das Volk leidet, das Land verödet, nichts blüht als ein endloser Schacher um Boden und Rechte. Du hast nicht Zeit noch Kraft, dem äußeren Feinde zu wehren, der Stück um Stück des Ostens an sich reißt... Du mußt verzichten, mußt verzichten... um des Landes, des Volkes und seiner ganzen Zukunft willen..."

Beschwörend klingen die Worte, dann schweigt der Todwunde. Eberhard wendet sich ab. Er geht zu dem schmalen Fensterspalt und schaut hinaus über das weite, verschneite Land. Der Atem geht in heftigen Stößen. Es arbeitet in ihm. Einen Königstraum gilt es zu begraben. Wenn der Schnee wich, würden die Ungarn kommen. Hätte er Macht, sie aufzuhalten? Wenn er gegen sie kämpfte, würde der Klerus in seinem Rücken Geld, Land und Rechte einraffen. Hätte er Macht, ihm zu wehren? In dem Gemache des sterbenden königlichen Bruders findet er die Kraft, entgegen allen Wünschen und Hoffnungen die klaren Fragen mit klarem Nein zu beantworten.

Langsam tritt er zurück an das Lager und neigt sich über den Erschöpften. „Ich entsage der Krone." Konrad schlägt die Augen auf und faßt die Hand des Bruders mit festem Druck. „Und wer?" beginnt dieser, da rafft sich der König zum zweiten Male auf. „Du brauchst mich nicht erst fragen, wen ich als Nachfolger bezeichnen will. Denke an das, was ich eben sagte. Es muß einer König werden, der frei ist von Rom, einer, der seinen Klerus beherrscht, der seine Bischöfe in Zucht und Furcht hält und der keines Priesters Rat blind vertraut. Du kennst ihn, Eberhard. Er konnte seinen Bischöfen die Teilnahme an der Synode von Hohenaltheim, die unter dem Vorsitz des römischen Boten tagte, verbieten, und die Bischöfe gehorchten." Konrad hält inne, sieht, wie Erschrecken und Abwehr in das Antlitz des Bruders treten und spricht dann ruhig und stark: „Ja, Eberhard: der Sohn Ottos des Erlauchten, Heinrich von Sachsen — keiner rettet Volk und Land, wenn er es nicht vermag."

Aber da bricht es aus Eberhard los: „Nein, Konrad! Dein erbittertster Gegner, der Mann, der dir trotzte, der dich besiegte — denke doch der Schlacht an der Diemel, des schmachvollen Abzuges vor Grone! —, der Mann, der mit deinem Wissen vergiftet werden sollte, der Mann, der uns kalt und unnahbar seine Überlegenheit und Freiheit spüren ließ, der Mann, dem wir ohnmächtig fluchten, der Mann soll dein Nachfolger werden? Das kannst du nicht wollen, das kann nicht geschehen!" Erregt schreitet Eberhard auf und nieder.

Der König läßt ihm Zeit, ehe er wieder anhebt: „Ich frage dich, Bruder: wer war im Recht, Heinrich oder ich, als wir uns feindlich begegneten?" „Du, nur du!" stößt Eberhard hervor, „denn er empörte sich wider seinen von der Kirche gesalbten König, und der ist durch sie von Gott eingesetzt, lehrt sie." „Oft ist es gut, nach Ahnenbrauch zu handeln und nicht nach Kirchenlehre. Unsere Ahnen sagten dem unfähigen Führer den Gehorsam auf. Sie glaubten nicht, daß der Unwürdige göttlichen Auftrag habe. Heinrich handelte danach. Er wandte sich gegen seinen unköniglichen König, der nur die Kirchenmacht förderte und Volksrecht mißachtete. Hätte ich ihn verstanden, als es noch Zeit war! Einen Getreueren als Heinrich hätte ich mir nicht



Winterlandschaft im westlichen Eulengebirge

Aufnahme: Heinrich Klette



Heinrich I. (919—936), Deutscher Kaiser (König)
Nach dem Gemälde von J. B. Zwecker im Kaisersaal des Römers zu Frankfurt a. M.

Aufnahme: Scherl Bilderdienst

gewinnen können. Aber ich wollte ihn zwingen, mit Herrschergewalt. So kam es zum Kampf; ich unterlag. Ist es Schande, dem in Wahrheit Größeren zu unterliegen? Überwinde auch du den falschen Hochmut, der in der Anerkennung des Anderen, Würdigeren, Erniedrigung sieht. Wir müssen uns neigen vor Heinrich, vor seinem Geschlecht. Er wird diesem Volke und Land der wahre König sein, er wird ein starkes Reich begründen, neu und anders als die unglücklichen Splitterteile des alten Imperium Francorum. Eberhard, ich habe keinen besseren Boten an ihn als dich, bringe du ihm mein Königsschwert!"

Wieder bleibt es lange still. Alles ist in Eberhard in Aufruhr. Er versteht die Gedanken des Bruders nicht ganz. Aber er fühlt doch, daß es große Erkenntnisse sind, die er nun in die Tat umsetzen muß, da es dem Bruder verwehrt ist. „Du verlangst viel von mir," beginnt er endlich, „und was soll geschehen, wenn Heinrich im Übermut das Schwert aus meiner Hand verweigert?" „Er ist nicht kleiner als du und ich und wird dich um der Erfüllung meines Auftrages willen höher achten als zuvor. Das Königstum nimmt er an. Bald nachdem ich die Wunde empfing, sandte ich einen Getreuen zu ihm. Der brachte sein ‚Ja'."

Noch immer geht Eberhard ruhelos in dem kleinen Gemache auf und ab. Dann tritt er in plötzlichem Entschluß hart an das Lager. „Es sei denn, — für Volk und Land", sagt er fest und nimmt das Schwert von des Königs Seite, das dieser nicht von sich ließ während des langen Siechtums. Sie sehen sich in die Augen, dann spricht Konrad mühsam und stockend: „Reite nun, Bruder, reite! Das Heil des Reiches duldet keinen Aufschub mehr", und als Eberhard zögert, rafft sich die Stimme noch einmal auf: „Reite, Eberhard, verlaß mich! Sterben läßt es sich allein, und nun auch in Frieden, nach sieben Jahren Friedlosigkeit. Mein letzter Wille wird erfüllt. Er ist mein bester, wie meine letzte Erkenntnis die wahre ist. Wohl dem König, der mit beidem beginnen kann! Heinrich wird es. Er wird das Regnum Francorum wandeln in das Regnum Teutonicorum, in ein Deutsches Reich, das sich nährt aus den Kräften seines Volkes..." Nun werden die Worte unverständlich. Erschütternd neigt sich Eberhard über den Sterbenden und berührt zum Abschied noch einmal des Königs Hände. Dann wendet er sich und verläßt das Gemach, das Königsschwert unter dem Mantel bergend.

Draußen blinken schon die Sterne, und die Funken der Sonnenwendfeuer rings auf den Höhen wirbeln zu ihnen empor.

Eberhard winkt seinem kleinen berittenen Gefolge. „Aufgesessen, ihr Herren! Wir reiten dem neuen Könige zu!" Ihr verwundertes Zögern nicht achtend, springt er in den Sattel und jagt voraus. Schnee stiebt auf. Gen Norden geht der Ritt, Heinrich von Sachsen die Geschicke des werdenden Reiches der Deutschen in die Hände zu legen.

Flammentod

Der Holzstoß flammt, darauf steht eine Maid,
Ein Kind ist's noch, der Jugend Unschuldkleid
Umgibt die Knospe, halb schon aufgeschlossen;
Vom Schein des Feuers blutrot übergossen
So steht sie da, ein göttergleiches Bild,
Die Lippe stumm, das Antlitz lächelt mild —
So lächeln Götter, wenn sie untergehn,
Und nie vergißt, wer jemals es gesehn.

Und um den Holzstoß drängt ein Pöbelhauf,
Der Priester hält sein Kruzifix hinauf,
Sie aber lächelt, lächelt wunderbar —
Da überläuft's den Priester sonderbar —
Die Teufelshexe — noch vom Holzstoß dort —
Bezaubert ihn — am liebsten lief er fort,
Doch kann er's nicht, er muß das Antlitz seh'n,
Es strahlt ihn an, so überirdisch schön.

Und vor dem Lächeln, das so tief er haßt,
Das Lächeln jeder Heiligen verblaßt,
Das ist ein Lächeln, das ins Antlitz tritt,
Wenn eine Seele höchsten Sieg erstritt,
Nicht demutheischend, mit dem Heiligenschein,
Nein, unvergleichbar, stolz und klar und rein;
An solchem Stolze, wie er's nie geseh'n,
Germanenart, er lernt' es hier versteh'n.

Germanenart, das traf sein Priesterherz,
Das warf ihn tief in Ohnmacht und in Schmerz,
Das lächelte im Tode noch so hehr,
Als ob der Tod das kleinere Übel wär'.
Germanenart, dies Sterben macht' es groß,
Daß es nicht taugte für des Priesters Schoß.
Nie hat er's klarer, deutlicher geseh'n,
Einstmals wird Rom daran zugrundegeh'n.

Wie nun die Flamme hoch und höher steigt,
Ist's ihm, als wenn ein Götterarm sich neigt
Zu ihr herab und hebt sie hoch empor,
Der Flamme Rauch legt schützend sich davor,
Und wie der Holzstoß krachend niedersinkt,
Sieht er, wie lächelnd sie hinunterwinkt,
Der Erde zu, noch grüßend im Verweh'n —
Dann herrlich aufsteigt zu Walhallas Höh'n.

Hans Hugo Brinkmann

Gerechtigkeit im vatikanischen Rom

Erinnerungen eines päpstlichen Gardisten

1.

Es war in der zweiten Hälfte des Jahres 1866, als ich als Freiwilliger in die päpstliche Armee eintrat. Wenn ich von meinem heutigen geläuterten Standpunkt in jene Zeit zurückblicke und mich mir vergegenwärtige als begeisterten Kämpfer für das Pontifikat, für dasselbe Prinzip, dem ich heute in jeder Form entgegentrete, so erscheint mir alles fast wie ein Traum. Und doch hatte meine damalige Denk- und Handlungweise nichts Wunderbares, Unverständliches an sich.

Aus gutkatholischer Familie stammend, wurde ich, noch nicht neun Jahre alt, ins Kloster zur Erziehung geschickt. Du lieber Himmel, welch eine Erziehung! Gebet, Gottesdienst, Beichte, Predigten Vorträge, geistliche Exerzitien in Kirche und Haus, in der Schule aber Religion nicht nur in den zahlreichen Religionstunden, sondern auch in allen anderen Lehrfächern, bei den Sprachübungen und vor allem in der Geschichte! In unseren Frei- und Unterhaltungstunden aber leisteten uns ultramontane Journale, Bücher von unbezweifelter Religiosität und unsere mönchischen Erzieher Gesellschaft. Welche Lebensanschauungen wir aus solchen Quellen gewinnen mußten, braucht nicht erst erläutert zu werden, und ebenso wenig kann es Wunder nehmen, daß ein guter Teil von uns Jungen früher oder später Glaubensschwärmer wurde. „Stellvertreter Gottes", Beglücker der Menschheit, „geistlich" zu werden, war für die meisten von uns das höchste Ideal, und viele sind in der Tat „geistlich" geworden.

Dazu hatte nun ich, ein kraftstrotzender, wilder Junge, keine Lust; gleich den meisten männlichen Mitgliedern meiner Familie wollte ich Soldat werden. Was lag da näher, als jenes moderne geistliche Rittertum der päpstlichen Armee, das uns von den sonst dem Kriegshandwerk wenig zugetanen Mönchen als das Musterbild des Soldatentums gepriesen wurde! Bücher, in denen die Heldentaten und das gottgefällige Leben römischer Zuaven geschildert waren, gehörten zu meiner Lieblingslektüre. Und als nach der großen Retirade von Castelfidardo*) einmal ein solcher Papstritter in abgeschabter Uniform, waffenlos „fechtend", in unserem Kloster erschien, von den Patres mit Auszeichnung behandelt, an den Ehrenplatz des Tisches gesetzt wurde und von der ewigen Stadt und ihren Herrlichkeiten erzählte, da nahm ich mir fest vor, nichts anderes als solch ein Held zu werden.

---

*) Bei Castelfidardo wurden die päpstlichen Truppen unter General Lamorcière von dem italienischen (piemontesischen) General Cialdini am 18. 9. 1860 vernichtend geschlagen.

Als ich dann aus den Klostermauern in das Weltleben hinaustrat und dieses seinen tausendfältigen Einfluß durch Familie, Beruf, Freundschaft, Vergnügen, Erfahrung geltend machte, da fingen die alten Phantasiebilder freilich allmählich zu verblassen an. Mein Geist empfing zahllose neue, bisher ungeahnte und mit dem Anerzogenen in Widerspruch stehende Eindrücke; der Zweifel, der Vater aller Erkenntnis, begann — wenn auch erst schüchtern und leise — sein Werk, und wäre diesem natürlichen Entwicklunggange nichts hindernd in den Weg getreten, so wäre mir wohl mancher spätere Kampf, manches Opfer erspart geblieben. Aber die in das bildsame Gemüt der Jugend gelegten Keime sitzen gar tief und fest, und anerzogene Grundanschauungen können nicht auf einmal beseitigt werden, sondern nur durch lange, unausgesetzte und konsequente Arbeit, für deren glücklichen Erfolg die Beseitigung aller der Einflüsse, welche das Unkraut erhalten und in seinem Wachstum fördern, die wesentliche Voraussetzung ist. Wie viele Mittel hat aber nicht die Kirche, und hatte sie noch viel mehr damals, ihre Zöglinge auch selbst nach den Lehrjahren in ihre magischen Zirkel zu bannen und sie durch kirchliche und weltliche Mittel, vor allem durch ihr schlau organisiertes Vereinswesen zu beeinflussen!

In jener Zeit war es besonders der Pius-Verein, welcher es sich zur besonderen Aufgabe machte, Gelder zur Anwerbung und zum Unterhalt päpstlicher Soldaten zu sammeln, und der, wenn das Werbewesen nicht so recht vorwärts gehen wollte, alle Mittel spielen ließ, um junge Leute zum Eintritt in die römische Armee zu bewegen — dem gesetzlichen Verbot der Anwerbung zum Trotz. Auch die ultramontane Presse wurde natürlich zu diesem Zwecke benutzt und in ihr die Verdienstmöglichkeit und der Glanz des päftlichen Dienstes mit lebhaften Farben geschildert, was selbstverständlich alles nicht ohne Wirkung auf mich blieb, indessen mich doch kaum zur Zerreißung aller neuen Bande vermocht hätte, wäre nicht noch etwas Besonderes hinzugekommen. In dem Gesellenvereine zu M., in dem ich mich eines Tages auf Einladung eingefunden hatte, trat, durch den Präses eingeführt, ein römischer Offizier in voller Uniform auf und schilderte in bewegten Worten die Notlage des heiligen Vaters, der von allen Seiten von den Feinden der Kirche bedrängt werde und sich deshalb an seine waffenfähigen Söhne um Hilfe wende. Die Pflicht, Rom zu Hilfe zu eilen, die Verdienstlichkeit und den Ruhm einer solchen Handlung, dazu den Zauber der Natur und Kunst des klassischen Landes, die Vorzüge und Ehren des Dienstes — all das malte der kluge Römer in lebhaften Farben zu einem verführerischen Gesamtbilde aus.

Meine Phantasie war aufs tiefste erregt, trunken; all die alten Bilder tauchten wieder vor mir auf, und das Dazwischenliegende zerrann in Nichts; mein Schicksal war entschieden. In meiner Schwärmerei verließ ich Familie, Freunde, Lebensstellung und Heimatland und eilte über das Mittelmeer dem bedrängten Vater der Christenheit zu Hilfe.

So ward ich Schlüsselsoldat.

So überzeugt und begeistert ich aber war, so war ich doch nicht blind, und wer das nicht war, sondern ehrlich nach der Wahrheit forschte, mußte trotz aller günstigen Voreingenommenheit die Heillosigkeit der römischen Herrschaft bald einsehen. Die an Sprichwörtern so reiche italienische Sprache hat sicher kein wahreres als das

alte: Roma veduta, fede perduta — Rom gesehen, den Glauben verloren! Über Rom konnte man sich bloß in der Entfernung täuschen; dem Nähertretenden gingen alsbald die Augen auf. Es geht mit allen Despotien so.

Bald ging denn eine gewaltige Veränderung in mir vor. Anfänglich suchte ich mich, wenn mir etwas in meinen Illusionen Störendes aufstieß, mit meiner Unkenntnis des Zusammenhangs und der Landesart, wohl auch mit der dem Mißbrauch zu Grunde liegenden guten Meinung zu beschwichtigen. Ich klammerte mich fest an meine Überzeugung und strebte, sie vor mir selbst zu retten. Aber vergebens; je mehr ich das Detail der Mittel und Erfolge dieser christlichen Regierung erkennen lernte, indem ich dabei selbst zum Teil als Werkzeug dienen mußte, desto mehr verschwand das Zauberlicht, in dem ich die Dinge bisher gesehen, und die nackte, scheußliche Wirklichkeit enthüllte sich mir, mein Jugendideal, für das ich so viel geopfert, gründlich zerstörend.

Ich hatte in Rom die göttliche Gerechtigkeit, die christliche Liebe, das Glück der Menschheit, eine milde, väterliche Regierung, die nicht nach der herrsch- und selbstsüchtigen Art anderer Regimes waltet, sondern nach den segenverheißenden Grundsätzen der Religion, ich hatte Land und Volk geistig und materiell glücklich und zufrieden gewähnt, wie es mir immer geschildert worden. Und was mußte ich statt dessen sehen! Selbst die lebhafteste Phantasie vermag sich kaum eine Vorstellung zu machen, wie unbeschreiblich elend die päpstliche Regierung war, und für die römischen Zustände bieten sich heute nur noch in der Türkei Vergleiche.

Das herrliche Land, von der Natur gesegnet und einst ein lachendes Gelände voll Fruchtbarkeit und hoher Kultur — ich fand es zum großen Teil verödet und versumpft, als einen Herd böser Seuchen; an Stelle der Gärten und Fruchtfelder erstreckten sich unabsehbare verwilderte Viehweiden, und wo einst volkreiche Städte und Villen standen, vermochte das Auge stundenweit kaum eine elende Rohrhütte zu entdecken. Das Volk aber sah ich herabgekommen wie sein Land, über jede Beschreibung elend und bettelarm. Die gleich Wilden in Schaf- und Ziegenfelle gekleideten Hirten, die jahraus, jahrein mit ihren wilden Herden in der menschenleeren Campagna hausen, elend genährt, obdachlos und verwahrlost, und die erbarmungwürdigen Gestalten der Tagelöhner, die zur Erntezeit in Haufen von ihren Bergen herabsteigen, fieberbleich und in schmutzige Fetzen gehüllt, um wenige Bajocchi zu verdienen — sie schienen mir eher verachtete und rechtlose Sklaven des Altertums als freie Arbeiter des neunzehnten Jahrhunderts zu sein. Kein Stück von ihren Herden und keine Handbreit des Bodens gehörte ihnen; niemand achtete sie; niemand nahm sich ihrer Not und ihrer Unwissenheit an; für sie gab es weder politische noch persönliche Rechte.

Die notwendige Folge dieser Zustände blieb nicht aus: die Moralität dieses religiösesten Volkes stand auf einer in zivilisierten Ländern unerhört niedrigen Stufe. Die Unsicherheit von Gut und Leben war sprichwörtlich; der Straßenraub florierte, und die Gefängnisse des Miniaturstaates beherbergten in einem Jahre nicht weniger als 600 Mörder, 25 Elternmörder, 12 Gattenmörder — von sonstigen Verbrechen gar nicht zu reden.

Dagegen war diese Hölle des Volkes ein Lustheim seiner Beherrscher, des Pfaffen-

tums und des Adels. Immense Reichtümer befanden sich in ihren Händen, und das ganze Land fast war ihr Privateigentum. Die kirchlichen Genossenschaften besaßen für mehr als eine Milliarde Grundbesitz, und es gab Kirchengüter, die 80 bis 100 Quadratkilometer groß waren; der Agro Romano, eine Fläche von 36 geographischen Quadratmeilen, befand sich im Besitz von 113 Familien und 64 Kongregationen. Die römische Aristokratie war eine der reichsten, stolzesten und üppigsten. Selbstredend hatten die beiden eng verbündeten Stände auch die politische Macht in Händen, die sie schonung- und gewissenlos und mit den verwerflichsten Mitteln gegen ihre „christlichen Mitbrüder" zu ihren Zwecken anwandten. Die Korruption dieser Kreise, vor allem des Pfaffentums, spottete jeder Beschreibung; Herrschsucht, Stolz, Heuchelei, Lüge, Betrug, Gewalttat, Verschwendung und Unsittlichkeit rangen um den Ehrenpreis.

Die Vergeudung war so ungeheuer, daß für den Aufwand des „Knechtes der Knechte Gottes" und seiner Leute auch die gründlichste Auspressung des armen Ländchens nicht mehr als einen Tropfen auf einen heißen Stein lieferte. So wurden denn die alte und neue Welt systematisch gebrandschatzt und „ganze Länder aufgefressen" — man verstand es, nach den Worten Leos X. „die Fabel von Jesus Christus" einträglich zu machen und den Schmutz der Sünden der Menschheit durch die Zauberkraft des Fischerrings in eitel Silber und Gold zu verwandeln. Milliarden über Milliarden wanderten seit Jahrhunderten für Annaten, Pallien, Dispense und Ablässe und als freiwillige Peterspfennige nach der Tiberstadt. Und trotz alledem gab es keine finanziell zerrüttetere Regierung als die päpstliche.

Ebenso elend, wie mit den Finanzen, war es mit der ganzen Verwaltung bestellt. In der Administration, in der Polizei, in der Justiz, im Verkehr — überall herrschte Unordnung, grauenhafter Schlendrian, allgemeine Desorganisation. Aller Erwerb lag darnieder; kein Gewerbe, keine Industrie, kein Handel, kein Ackerbau, kein wissenschaftliches Streben — das ganze Gebiet war wie vom Fluch getroffen, und der Staat des Papstes schien sich in Wahrheit nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verschlingen wollte.

Solche Zustände mußten selbst das entkräftetste und geduldigste Volk zu Versuchen der Selbsthilfe aufreizen, um den unerträglichen Druck, der auf ihm lastete, zu erleichtern. An Aufständen und Verschwörungen fehlte es denn auch keineswegs, aber die Macht der Tyrannei war zu groß, und jede Regung des Volkes ward aufs barbarischste unterdrückt, wozu freilich die eigene Macht der römischen Regierung nie ausreichte; es mußten vielmehr stets gesinnungverwandte Herrscher aushelfen. Aber diese Schwäche war auch der ärgste Vorwurf in den Augen der übrigen Regierungen; um ihn zu beseitigen und die Fähigkeit einer selbständigen staatlichen Existenz darzutun, beschloß die päpstliche Regierung eben nach 1866 eine formidable Heeresmacht aufzustellen.

Diese „Armee" bestand nun in ihrem Gros aus in aller Herren Länder angeworbenen Leuten, aus arbeitscheuen Handwerkern, entlaufenen Soldaten, flüchtigen Gesetzesverächtern, verlorenen Söhnen, auch manchen Unglücklichen, kurz, echtem Werbevolk, bei dessen Annahme nichts als körperliche Gesundheit, ja — sonst unerhört in Rom — nicht einmal die Religion maßgebend war. Der kleinere

Teil bestand aus Schwärmern, gleich mir, und rekrutierte sich namentlich aus Frankreich, Belgien und Kanada, aber auch Deutschland stellte kein geringes Kontingent, das hauptsächlich aus Rheinländern, Westfalen, Bayern und Österreichern bestand. Was nun das Gros dieser Truppen betrifft, so blieb es natürlich von den inneren Kämpfen, die mich und viele Gleichdenkende erschütterten, vollkommen verschont. Was kümmerten sich diese Leute um Recht oder Unrecht der Sache, der sie einfach gegen Sold dienten und die sie gegen bessere Bezahlung nächsten Tages mit einer anderen vertauscht hätten! Allerdings befanden sich auch unter ihnen viele, welche die Schändlichkeit der päpstlichen Verwaltung einsahen, und das war erfreulicherweise namentlich bei den Deutschen Abteilungen der Fall, die deshalb, obgleich sie militärisch wohl die besten waren, für nicht ganz „sicher" galten und stets zu Gunsten der französischen Zuaven und Legionäre zurückgesetzt wurden. Aber wenn die Infamie, zu der man sie gebrauchen wollte, nicht allzu sehr auf platter Hand lag, so dachten sich die Leute als echte Söldner — wenig dabei und fühlten sich von den schmächlichsten Schergendiensten wenig gekränkt.

Welche Gefühle dagegen mich und so viele, die mit denselben Illusionen gekommen waren, angesichts der ganzen Zustände und unseres Dienstes insbesondere bewegten, brauche ich wohl kaum zu schildern. Wir hatten uns gefeierte Glaubenshelden zu werden gedünkt, und sahen uns nun als geringgeschätzte und gehaßte Schergen der Tyrannei, ohne den in unserer Verblendung freiwillig übernommenen Dienst so leicht wieder von uns werfen zu können.

Unter diesen Umständen versetzte es mich und meinen Freundeskreis in die freudigste Stimmung, als uns eines Tages der Befehl ward, nach der toskanischen Grenze abzumarschieren, um dort die arg gefährdete Sicherheit wieder herzustellen. Zwar befanden sich in jener Gegend mehrere Garnisonen eingeborener Truppen, aber der Brigantaggio nahm nicht ab, und die frechsten Beraubungen und Erpressungen waren an der Tagesordnung; denn die Truppen waren nie zur rechten Zeit zur Hand, sie kamen immer erst an, wenn die Herren der Straße längst das Weite gewonnen hatten. Es war freilich ein öffentliches Geheimnis in Rom, daß nicht nur die Kommandanten dieser Truppen, sondern auch gewisse einflußreiche Leute am Tiber diese Art von Kriegsführung gar nicht ungern sahen und sich sehr gut dabei standen. Endlich aber war doch der Skandal zu arg geworden, und so mußten denn wir Deutsche die Italiener ablösen.

2.

So zogen wir denn an einem herrlichen Frühlingstage leichten Herzens hinaus auf der lavagepflasterten Via Cassia in die bis an die Mauern der Stadt heranreichende melancholische Campagna, welche, einst mit blühenden Städten und Fruchtgärten übersät, jetzt eine ungeheuere Trümmerstätte von antiken Tempel-, Gräber- und Aquaduktenresten, mittelalterlichen Turmruinen und halbzerfallenen neuzeitlichen Landsitzen ist, zwischen denen mächtige Herden silbergrauer Rinder und schwar-

zer Büffel weiden. Sonst so ernst und einförmig, wenn auch von unbeschreiblich fesselnder Stimmung, war sie jetzt ein wahres Meer von Blumen und Knospen in den leuchtendsten Farben, die durch ihre unausgesetzte Einwirkung das Auge förmlich blendeten und ermatteten.

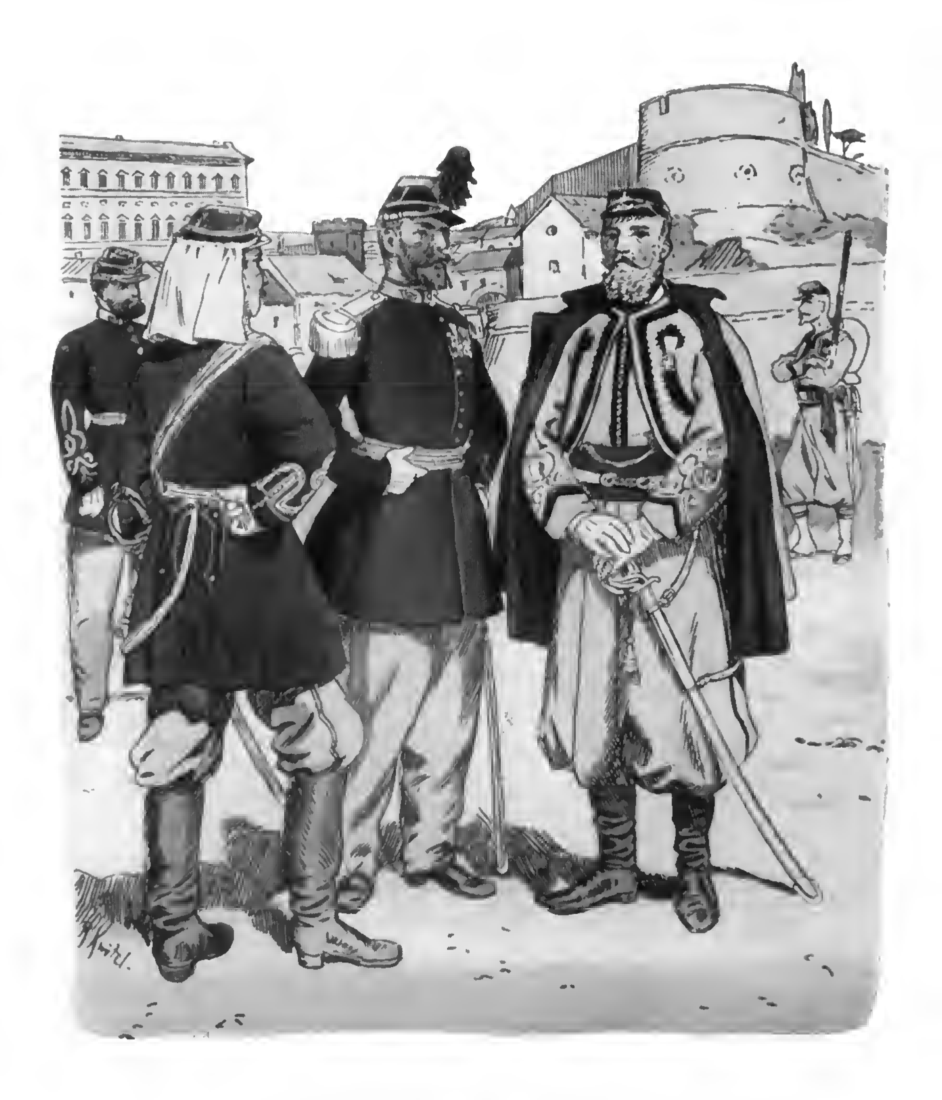
Weiter stiegen wir empor zu dem düsteren Ciminischen Wald, dem einstigen Bollwerk Mitteletruriens, mit seinen Kastanien- und Eichenwäldern und seinem sagenumwobenen Kratersee, alsdann jenseits hinab in das tuskische Hügelgelände, und bald waren wir angelangt an unserem Bestimmungort, derselben Stelle, wo einst in grauer Vorzeit in blühender Umgebung das Heiligtum des etrurischen Bundes, der Tempel der Voltumna, stand, während sich heute dort das armselige Städtchen Montefiascone erhebt — den ganzen Abstand zwischen einer stolzen Vergangenheit und der elenden Gegenwart dartuend.

Welche Genüsse bot uns die herrliche, vom Zauber uralter Erinnerungen übergossene Gegend! Nur wenige Schritte brauchten wir vor das Tor zu tun, um die entzückendste Fernsicht zu genießen: hier im Norden der gewaltige Kratersee von Bolsena mit seinen malerischen Inseln und seinen schweigsamen, nur von der Malaria bewohnten Ufern, dahinter die zackige Kette des Monte Amiata; dann östlich in blauer Ferne der umbrische Apeninn, im Süden der schwarze Mons Ciminus und endlich im fernen Westen das Meer — die ganze Ebene Etruriens lag ausgebreitet vor dem trunkenen Blick. Und wir hatten Zeit und Gelegenheit, diese Gaue zu durchstreifen, die Trümmerstätten von Orcle, Axia, Blera und Tuscania zu durchforschen, die Felseninsel Martana zu besuchen, von der aus des großen Gotenkönigs Tochter Amalasuntha ihr Reich regierte und auf der sie ihr gewaltsames Ende fand, und nahe den lombardischen Türmen die alte Schwefelquelle Bulicame zu begrüßen, die den göttlichen Dante zu herrlichen Strophen begeisterte. Dazu gewährte das Volksleben mit seinen fremdartigen Erscheinungen hohes Interesse. Und zuletzt auch die süße Berühmtheit des Montefiasconer Traubenblutes nicht zu vergessen, an dem sich einst Domherr Fugger den seligen Tod getrunken! Welch prächtigen Tausch hatten wir gemacht gegen Rom, in dem es uns zu Mute war wie einst Juvenal, da er sein kaustisches „Mentiri nescio — quid Romae faciam?" („Ich verstehe mich nicht auf das Lügen — was soll ich da in Rom machen?") sprach.

Unser Verhältnis zu den Einwohnern Montefiascones war freilich ein sehr kaltes. Den Aufgeklärten unter ihnen mußten wir als die Erhalter der Tyrannei verhaßt sein, während wir auch den Loyalsten fremde Söldlinge blieben, für deren Unterhalt sie steuern mußten. Dagegen standen wir mit den Bauern der Umgegend, besonders mit den etwas vermöglichen Wächtern, denen wir als Schutz gegen die gefürchteten Briganten willkommen waren, auf leidlich gutem Fuße, und wir kamen auf unseren Patrouillen selten an einem Gehöft vorbei, ohne daß man uns zum Eintreten eingeladen hätte.

Besonders vertrauten Umgang gewannen wir mit den Bewohnern einer einsam auf dem hohen Ufer des Bolsener Sees gelegenen Besitzung.

Wir hatten einst eine Partie nach dem weltvergessen daliegenden Felseneiland Amalasunthas gemacht, wobei mein Freund Werner .... einen Sturz tat, der ihn fast geh-unfähig machte. Da es, als wir am Ufer anlangten, bereits dämmerte und dem-



Offiziere des Kirchenstaates 1860—70

Unter- Ober-Lieutenant Hauptmann (Parade) Unter-Lieutenant der Zouaven

Aus: Knötel, „Uniformenkunde“, Band 3



Gemäldegalerie im Vatikan

Aufnahme: The Associated Preß



Der neue Aufgang zur Galerie im Vatikan

Aufnahme: The Associated Preß



Privatgemächer des Papstes im Vatikan, der Rotundensaal

Aufnahme: Scherl Bilderdienst

nach höchste Zeit war, daß wir aus dem malariadunstigen Kessel herauskamen, so entschlossen wir uns, den Freund bis auf die sichere Höhe zu tragen, dabei einen zwar sehr beschwerlichen, aber viel kürzeren Weg einschlagend, den uns ein Hirte gewiesen. Die Arbeit des Tragens war auf dem steilen und scharfen vulkanischen Gestein beschwerlich genug, und so waren wir herzlich froh, auf der Höhe angekommen, ein kleines, aber sauber aussehendes Häuschen vor uns zu sehen, in dem wir rasten zu können hofften. Wir baten um Gastfreundschaft, die man uns zwar zurückhaltend, aber nicht unfreundlich gewährte.

Das einsame Häuschen wurde nur von zwei Personen bewohnt: von Luigi Boticelli und seiner Tochter Domenica. Beide galten als Sonderlinge, denn sie hatten soviel wie gar keinen Verkehr mit den Bewohnern der Gegend und verließen ihr kleines Besitztum, das sie selbst bewirtschafteten, nur selten und wenn es absolut notwendig war. Die Bauern hielten diese Zurückhaltung für Stolz, und unsere neuen Bekannten erfreuten sich daher nur geringer Beliebtheit, obgleich sie gar manchem Bedrängten mit Rat und Tat geholfen. Aber Boticelli, der zwar ernst und verschlossen, aber nichts weniger als stolz war, hatte ganz andere Gründe, die Einsamkeit dem nachbarlichen Verkehr vorzuziehen.

Luigi Boticelli hatte außer dem gleichen drückenden Joch der römischen Herrschaft mit seinen Nachbarn nur wenig Gemeinsames; denn er war nicht aus der Gegend, und seine Lebensanschauung stand in vollem Gegensatz zu derjenigen der Bauern. Seine Familie stammte aus dem Florentinischen und zählte den gemütvollen Meister der Renaissance ihres Namens, Lippis, Gozzolis und Fra Bartolomeos Zeitgenossen, zu ihrem Ahnherren. Vor Generationen war ein Vorfahr nach der Provinz Frosinone übergesiedelt, wo er sich in dem Städtchen Anagni niedergelassen hatte; dort blieb seine Nachkommenschaft seßhaft, dort wurden auch Luigi und seine Geschwister geboren. Nach des Vaters Tode hatte der ältere Bruder die ererbte Handlung fortgeführt, während Luigi mit seinem kleinen Erbteil einen einträglichen Viehhandel betrieb. So führten sie schlecht und recht ihre Geschäfte, bis die Zeit von 1848 auf 1849 kam, das Priesterregiment wankte und für eine kurze Zeit der Republik weichen mußte. Luigi wie sein Bruder waren den neuen Ideen zugetan und begrüßten daher mit Freuden die Umwälzung, aber keiner ergriff aktiv Partei gegen die alte und für die neue Regierung — der ältere nicht, weil er viel zu sehr vorsichtiger Handelsmann war, um sich bloßzustellen, Luigi aber, weil er sich gar nicht im Lande befand, sondern in Geschäften in Oberitalien weilte.

Da brachte der Pfarrer von Anagni großes Unglück über seine Gemeinde. Ein fanatischer Anhänger der päpstlichen Regierung, bekämpfte er die neue Ordnung der Dinge mit allen Mitteln; von der Kanzel herab hetzte er gegen die Republikaner als vogelfreie Feinde des Glaubens, forderte unter Verheißung himmlischen und materiellen Lohnes zur Ermordung der Triumvirn und Regierungagenten auf und verfolgte mit Hilfe der von ihm herbeigeführten neapolitanischen Truppen alle Freidenkenden auf das leidenschaftlichste. Diesem verräterischen Treiben machte die Regierung der Republik indes bald durch energische Maßregeln ein Ende: sie ließ den wütenden Pfaffen einziehen, der durch das über ihn eingesetzte Kriegsgericht zum Tode verurteilt ward.

Als nun die Republik mit Hilfe Frankreichs erwürgt worden war und die wutschnaubende Reaktion ihr barbarisches Rachewerk begann, indem sie das arme Volk die wenigen freien Augenblicke mit gesteigerter Sklaverei und mehr als anderthalb tausend Henkersopfern bezahlen ließ, da mußte natürlich auch die „sakrilegische Ermordung“ jenes Pfaffen exemplarisch gesühnt werden. Und da die Mitglieder jenes Kriegsgerichts den als Henker fungierenden „hochwürdigen Inquisitoren“ unerreichbar waren, so hielt man sich an die gänzlich unschuldigen Zeugen, die vor dem Kriegsgericht die inkriminierten Handlungen des Pfaffen hatten konstatieren müssen und die man nun als „Anstifter des Mordes“ teils aufs Schaffot, teils auf die Galeere schickte. Auch der ältere Boticelli und sein Sohn wurden zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt. Aber an dieser Rache hatten die milden Priester-Richter noch nicht genug; nach altbiblischer Praxis mußte auch die ganze Sippe der „Verbrecher“ vernichtet werden.

Als der mit allem Vorgegangenen unbekannte Luigi, der nach der Wiedereinsetzung des Papstregiments absichtlich mit der Rückkehr gezögert hatte, bis er ruhigere Zustände anzutreffen glaubte, heimkehrte, ward auch er, ohnedies als Freigeist bekannt, gefaßt und über Jahr und Tag im Kerker gehalten. Inzwischen ging ihm sein Geschäft zugrunde, sein Weib starb aus Gram und seine Gesundheit ward durch seelisches Leiden und körperliches Entbehren untergraben. Endlich war er frei: auch die gewissenlosesten Richter hatten ihm keine Schuld nachzuweisen vermocht. Aber da die Regierung seine Rache fürchtete, wies sie ihn unter vagen Vorwänden aus dem Lande.

Luigi ergriff den Wanderstab und zog mit seinem Töchterchen bettelarm in die Fremde. Aber obgleich ihm keine Arbeit zu hart war, wollte es ihm nicht glücken, sich und sein geliebtes Kind auskömmlich durchs Leben zu bringen, und beide führten länger als ein Jahrzehnt ein entbehrungvolles Leben, bis Boticelli von einem Verwandten das Gütchen am Bolsener See erbte, aus dessen Erträgnissen nun Vater und Tochter verhältnismäßig sorgenlos lebten — von der Regierung stillschweigend geduldet.

Das Andenken an alles Erlittene, an sein vor Jammer gestorbenes Weib, den lebendig begrabenen Bruder und Neffen, der Kummer über das Elend und die Aussichtlosigkeit der Zustände — all das hatte Boticelli verbittert und verschlossen gemacht. Dazu wußte er sich von den zwar unzufriedenen, aber abergläubischen, beschränkten und gedankenlos dahinlebenden Bauern nicht verstanden. Hätten er und seine trotz ihrer Jugend gleichgesinnte Tochter aber auch nicht schon aus diesen Gründen ein Bedürfnis nach Zurückgezogenheit gefühlt, so hätte sie schon die Polizei, unter deren strenger Aufsicht sie standen und die jedes freie Wort, jede Verbindung mit anderen Verdächtigen zu neuen Verfolgungen benützt hätte, dazu gezwungen.

Trotz der Einsamkeit indessen, in welcher der „gelehrte“ Boticelli — wie ihn die Bauern, denen er allerdings an Verstand, Kenntnissen und Erfahrungen weit überlegen war, hießen — und seine Tochter lebten, hatte es der letzteren an Freiern keineswegs gefehlt; denn Domenica war von großer Schönheit, und von ihrer Rührigkeit zeugten Haus und Feld, die besser gehalten waren, als man es weit um-

her kannte. So waren denn manche Burschen und selbst vermögende Pächter auf Freiersfüßen zu dem Häuschen am See gewandert, aber freilich nur, um mit abschlägigen Antworten wieder von dannen zu ziehen. Denn Domenica, die von Kindesbeinen an in des Vaters Ideenkreis eingeweiht worden war und ihren Vater hochschätzte, hatte keinen Mann kennengelernt, der ihr neben ihm so achtenswert erschien, daß sie seine Lebensgefährtin hätte sein wollen. —

Solcher Art waren unsere neuen Bekannten.

Anfänglich zeigte sich freilich sowohl Boticelli wie seine Tochter zurückhaltend gegen uns — waren wir doch Werkzeuge der Regierung, von denen kaum Gutes zu erwarten war. Aber in dem Maße, in welchem wir gegenseitig unsere Anschauung kennen lernten, traten wir einander näher, und wir Freunde suchten öfter und öfter das Landhaus auf, in welchem wir stets freundlich empfangen wurden.

Nicht am wenigsten zog uns die schöne Domenica an, deren gewinnendes Wesen uns alle erfreute, unseren Freund Werner aber vollständig verzauberte. Auch Domenicas Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der markigen Gestalt des jungen Westfalen, und bald umschlangen Beide süße, beglückende Bande. Wohl sprachen sie von ihrem Glück viel weniger, als es sonst Liebende tun, denn die Geheimnisse der melodischen Sprache Dantes und Boccaccios hatten sich Werner nur in bescheidenem Maße erschlossen, und Domenica vermochte gar von dem Idiom ihres „Guarino" kaum den Namen auszusprechen; aber auch schweigend genossen sie das Glück zarter Liebe in vollen Zügen.

Als unsere häufigen Besuche bei Boticelli in der Gegend bekannt wurden, wuchs die Mißstimmung gegen ihn, besonders aber fühlten sich die einst abgewiesenen Freier Domenicas dadurch verletzt, daß ihnen ein Fremder vorgezogen worden war. Am aufgebrachtesten zeigte sich ein gewisser Castelvetri, ein häßlicher, tückischer Kerl. Zu allem fähig, nur zu keiner ehrlichen Arbeit, war er, nachdem er alles mögliche getrieben und seines Bleibens nirgend gewesen als eine zeitlang im Zuchthaus, wohin ihn seine Sicherheitgefährlichkeit gebracht, unter die Sbirren (Gendarmen) gegangen, wo für Leute seines Schlages der passende Ort und eine Karriere zu machen war. Die allgemeine Verachtung, welche auf seinem Schergenamt ruhte, genierte ihn wenig; war er doch nun der Mächtige, der die ihm Widerstrebenden unter seinen Willen beugen und sie nach Herzenslust schinden und drücken konnte, was er denn auch selbstverständlich nicht versäumte. Dieses elenden und rachsüchtigen Charakters halber, sowie wegen seiner ausgedehnten Macht, zu schaden, war Castelvetri in der ganzen Gegend gefürchtet, was aber Domenica doch nicht hatte abhalten können, seine ungestümen Bewerbungen energisch abzuweisen.

Als nun der Sbirre, dessen Leidenschaft durch seinen Mißerfolg nur stärker geworden war, von Werners Verhältnis zu Domenica vernahm, gebärdete er sich wie rasend, stieß die wildesten Verwünschungen und Drohungen aus und sann Tag und Nacht auf Rache an Domenica und ihrem Vater, während er sich gegen uns hündisch kriechend zeigte. Da die päpstlichen Sbirren sich fast jede Gewalttätigkeit gegen das Volk ungestraft erlauben durften und Castelvetri das Schlimmste zuzutrauen war, so war die äußerste Vorsicht und Wachsamkeit für unsere gefährdeten Freunde in dem einsamen Haus am See nötig. Wir sprachen, besonders gelegentlich unserer zahl-

reichen Patrouillen, noch öfter als bisher und zu jeder Tageszeit bei Boticelli vor, um ihm unseren Schutz gewähren zu können, außerdem aber nahm Boticelli einen entfernten Verwandten, namens Ambrogio, als Knecht ins Haus. So glaubten wir unsere Freunde vor der Rachsucht des Gendarmen geborgen, ließen indes in unserer Aufmerksamkeit keine Verminderung eintreten.

Eines Nachts kamen wir, von einem ermüdenden Streifzug durch die Berge zurückkehrend, in einiger Entfernung an Boticellis Haus vorbei, dem wir jedoch, sowohl der späten Nachtstunde wie unserer Ermüdung wegen, die uns den Umweg scheuen ließ, keinen Besuch abstatten wollten; wir marschierten deshalb trotz lebhaften Widerspruches von seiten Werners direkt auf Montefiascone los. Eben waren wir daran, in eine Schlucht einzutreten, in der das Haus am See unserer Wahrnehmung entzogen gewesen wäre, als von dorther plötzlich der gellende Aufschrei eines Mannes ertönte, dem weibliche Hilferufe und verworrene Stimmen folgten. Im Flug war all unsere Ermattung verschwunden, und wir eilten, so schnell es die Dunkelheit und der von Wurzeln und Schlingpflanzen überwachsene Weg gestattete, auf Boticellis Besitzung zu.

Da — als wir gerade dicht vor der Haustür angelangt waren — ward dieselbe von innen gewaltsam aufgerissen, und unseren Augen bot sich ein Bild, das uns einen Augenblick erstarren machte. Boticelli, geknebelt und blutend, ward von zwei Strolchen von Grenzwächtern trotz seines kräftigsten Widerstandes unter Flüchen und Säbelhieben aus dem Hause gestoßen, wenige Schritte von ihm aber rang Domenica in verzweifeltem Kampf mit dem vor wüster Leidenschaft glühenden Sbirren um ihre Ehre.

„Warte, du Hund," höhnte einer der sauberen Spießgesellen Castelvetris, „wir werden dich und deine lumpige Tochter lehren, uns zu verachten und den verfluchten Tedeschi nachzulaufen. Du sollst die Macht der Sbirren kennenlernen."

Wir hatten genug gesehen und gehört, um zu wissen, welche Schurkerei hier vollbracht werden sollte, und in wenigen Augenblicken befanden sich Boticelli und Domenica in Freiheit, während der wutschnaubende Castelvetri und einer der Grenzwächter gebunden am Boden lagen; der Dritte des sauberen Kleeblattes war entwischt. Nachdem wir die beiden Gefangenen in einer Kammer untergebracht hatten, um sie, und namentlich Castelvetri, der Rache Boticellis zu entziehen, untersuchten einige von uns das Haus nach dem verschwundenen Knecht, der nach Aussage Boticellis jenen von uns vernommenen Schmerzensschrei ausgestoßen haben mußte. Nach langem Suchen fanden wir den Armen endlich seitwärts der Haustüre im Freien; aber in welchem Zustande! Beim Öffnen der Tür von dem voran eindringenden Castelvetri durch einen Stilettstich in die Brust schwer verwundet, war er blutüberströmt und atmete nur noch schwach. Kurze Zeit, nachdem Boticelli und ich durch Fragen den Sachverhalt festgestellt hatten, starb der Unglückliche unter den pflegenden Händen Domenicas.

Nachdem wir unsere geretteten Freunde nach besten Kräften beruhigt und ihnen baldige Wiederkehr sowie jede in unserer Macht stehende Hilfe versprochen hatten, marschierten wir nach Montefiascone, wo wir die beiden Verbrecher dem Gefängnis überlieferten, um nächsten Tages bei den Behörden die nötigen Meldungen zu

machen. Der Tatbestand ward leicht über allen Zweifel festgestellt, da unsere gleichlautenden Aussagen auch von dem gefangenen Grenzwächter bestätigt wurden, der, als von Castelvetri verführt, durch ein offenes Geständnis sich Straffreiheit zu sichern suchte. Trotzdem verfuhr die Behörde gegen den Sbirren nur widerwillig und nahm in jeder nur erdenklichen Weise für ihn und gegen seine Ankläger Partei, besonders gegen Boticelli; war Castelvetri doch ein brauchbares Werkzeug in ihren Händen, dem man solche „Kleinigkeiten" schon nachsehen konnte. Und nur dem energischen Auftreten unseres über solche Mißwirtschaft empörten Kommandanten beim Bischof als obersten Verwaltungchef war es zu danken, daß Castelvetri nicht wieder in Freiheit gesetzt, sondern nach Rom abgeführt wurde, um dort angeblich vor Gericht gestellt zu werden.

3.

Nicht lange nach diesem Vorfall, der die Bande der Freundschaft zwischen uns und Boticelli nur noch fester und enger geknüpft hatte, wurde unsere Kompagnie weiter gegen die toskanische Grenze vorgeschoben und erhielt ihr Standquartier in dem wälder- und schluchtenumgebenen Städtchen Bagnarea, das einst als Balneum regis stolzere Tage gesehen hatte, heute aber ferne der Heeresstraße still und vergessen in den Bergen liegt, nur bisweilen der interessanten geologischen Formation und namentlich der gewaltigen Peperinlager seiner Umgebung wegen von einem Naturkundigen aufgesucht. Diese abgelegene Gegend wurde vom Räuberwesen, von dem wir in Montefiascone nur wenig kennen gelernt hatten, damals sehr unsicher gemacht, und unsere Abteilung hatte eben die Aufgabe, den Räubern energisch das Handwerk zu legen.

Man wundert sich in Deutschland oft, daß es in Italien und speziell auch im ehemaligen Kirchenstaate so lange nicht gelungen ist, dem Räuberunwesen den Garaus zu machen. Wer aber die Verhältnisse einigermaßen zu beurteilen versteht, der wird hierin wenig Befremdliches finden. Ich habe die unbeschreiblich elende Lage des Volkes bereits mit einigen Strichen geschildert, und wenn sich auch unter der neuen italienischen Regierung vieles gebessert hat, so waren die Grundlagen der Ordnung und Sicherheit, die sozialen und besonders die Grundbesitzverhältnisse so ziemlich die alten geblieben. Die ungeheuere Mehrzahl der Landbevölkerung hatte keinen Quadratfuß eigenen Grundbesitzes, sondern bestellte die Besitzungen der Grundherren mit vorsintflutlichen Ackerwerkzeugen, wofür sie entweder einen jämmerlichen Tagelohn, größtenteils aber einen Teil der Ernte erhielt — ein Viertel bis zu einem Drittel. Dieser Lohn reichte aber kaum zur Ernährung, geschweige denn für die sonstigen unumgänglichen Bedürfnisse, besonders die unmäßigen Steuern an Kirche und Staat aus. Infolgedessen befand sich das arme Volk auch noch in der beständigen Schulduntertänigkeit der Wucherer, welche gegen hohe Zinsen Vorschüsse auf die künftige Ernte gaben; häufig besorgten dies einträgliche Geschäft die Grundbesitzer selbst.

So mußten denn die armen Landarbeiter in allen Besitzenden Feinde erblicken, und wer die Verwegenheit und Gewandtheit besaß, einem Grundherrn, Pächter, Wucherer oder sonst einem ihrer Unterdrücker und Aussauger durch einen kühnen Gewaltstreich Schaden zuzufügen, erfreute sich ihrer Sympathien, und ihm wurde jeder Vorschub geleistet. Die Bauern verrieten den Briganten die Gelegenheit zu Beutezügen, erhielten ihren Anteil an dem Fange und halfen den Verfolgten, den Nachforschungen der Polizei und der Truppen zu entgehen. Unter den verderbten besitzenden Ständen der Städte aber, und selbst unter den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, bis in die höchsten Kreise hinauf, fanden die Banditen gegen Geld und sonstige Gefälligkeiten stets Helfershelfer und Beschützer in Menge.

Wie schwierig unter solchen Umständen die Bekämpfung des Räuberunwesens war, kann man sich leicht vorstellen, und ebenso erklärt sich daraus die fast unglaubliche Frechheit und Verwegenheit mancher Brigantenchefs, die sich beim Volk desto größerer Popularität, ja man möchte fast sagen, Verehrung erfreuten, je gefährlicher sie waren. Die Popularität schützte sie am wirksamsten gegen die Steckbriefe der Regierung, welche oft sehr hohe Belohnungen auf ihre Ergreifung aussetzte.

Die Bande nun, welche in der Gegend von Bagnarea ihr Wesen trieb und gegen welche man uns geschickt hatte, war eine der gefährlichsten, welche seit langem der Behörde zu schaffen gemacht. An ihrer Spitze stand ein gewisser Liberi, ein noch junger Mensch, der allein und in Verbindung mit seinen zahlreichen Spießgesellen die verwegensten Brandschatzungen und Bluttaten ausführte und seit Monaten die ganze Grenzgegend in Furcht und Schrecken hielt. Wohl hatte die Regierung schon früher Truppen gegen ihn geschickt, aber diese, weil Eingeborene, taten ihre Schuldigkeit schlecht, welcher Umstand, in Verbindung mit der Unterstützung durch die gesamte arme Bevölkerung, besonders aber mit der großen Schlauheit des Räubers Liberi bisher stets den Verfolgungen der Behörden hatte entgehen lassen.

Einmal war Liberi doch nach vielen vergeblichen Versuchen, seiner habhaft zu werden, im Rausche überrascht und im Triumph nach Bolsena gebracht worden. Die glücklichen Häscher erhielten sofort die von den Behörden sowie einzelnen reichen Korporationen und Privaten ausgesetzte hohe Belohnung; der ganze Bezirk atmete auf, und die erfreute Justiz traf Anstalten, dem gefährlichen Brigantenchef schnell den Prozeß zu machen und an ihm ein Exempel zu statuieren. Liberi ward mit Ketten belastet, in dem festesten Kerker verwahrt und unausgesetzt von Wächtern aller Art beaufsichtigt. Am achten Tage aber, als der Instruktionrichter nach ihm verlangte, war Liberi verschwunden — seine eigenen Wächter hatten ihm die Gefängnistüren geöffnet.

Die schnell aus ihren Träumen von Ruhe und Sicherheit gerissene Gegend merkte bald, daß Liberi wieder an der Spitze seiner Bande stand; denn die Raubüberfälle und Erpressungen häuften sich, als ob er sich hätte für die acht Tage gezwungener Muße entschädigen wollen. Vollführten doch die durch ihren Erfolg dreist gemachten Banditen selbst in größeren Ortschaften ihre Geschäftsoperationen am hellen Tage.

Allein endlich war Liberi der Boden seiner Heldentaten doch zu heiß unter den Füßen geworden, und als er von unserem Anzuge vernommen, war er mit seiner Bande über die nahe Grenze gezogen und ließ die ersten vier oder fünf Wochen un-

serer Anwesenheit in Bagnarea nichts von sich hören. Es hieß, er treibe im Italienischen sein Unwesen; ja, eine Nachricht ließ ihn von der italienischen Polizei gefangen und seine Gesellschaft zersprengt sein. Da geschah folgendes:

Der Prior des Augustinerklosters San Archangelo zu Bagnarea war in Begleitung zweier gut bewaffneter Klosterknechte nach dem etwa fünf Stunden entfernten Dorfe San Michele gereist, um die dortigen Besitzungen seines Klosters zu inspizieren und die fälligen Pachtgelder und andere Einkünfte einzuziehen. Der die Besitzung leitende Mönch aber, der die Gelder veruntreut und deshalb den Besuch seines Oberen zu fürchten hatte, rief die von der italienischen Polizei wieder über die Grenze getriebene und in der Nähe versteckte Bande Liberis zu einer Plünderung auf gemeinsamen Nutzen herbei, durch die zugleich jede Verantwortlichkeit für ihn beseitigt wurde. Natürlich ließen sich die Briganten nicht vergeblich rufen, besorgten das Geschäft so gründlich wie möglich und ermordeten dabei den eben dazu kommenden und sich verteidigenden Prior, während sie dem einen, seinem Herrn treu beistehenden Knecht die Ohren abschnitten, ihm seine sämtlichen Kleider nahmen und ihn in diesem Zustande nach Bagnarea jagten, das hierdurch von dem Überfall San Micheles Nachricht erhielt.

Als wir — das heißt eine kleine Abteilung unter meinem Kommando, bei der sich ein mit Einleitung der Untersuchung beauftragter Regierungbeamter befand — auf dem Schauplatz der Räuberei anlangten, waren die Briganten, die sich nach vollendeter Plünderung nebst den mit ihnen sympathisierenden Dorfbewohnern an den Weinvorräten des Klosters gütlich getan, vor ganz kurzem erst abgezogen. Wohin sie sich gewandt, darüber konnte kaum ein Zweifel bestehen. Die zwischen San Michele und Bagnarea sich hinziehende Gebirgspartie, welche wir auf der Straße umgangen hatten, war zwar nicht von bedeutender Erhebung, enthielt aber in den Klüften ihres vulkanischen Gesteins zahllose sichere Schlupfwinkel. Den Räubern dahin zu folgen, davon konnte bei unserer Lokalunkenntnis, namentlich aber angesichts unserer geringen Anzahl, keine Rede sein, und so mußten wir uns denn diesmal mit der Aufnahme von Zeugenaussagen, der Fürsorge für das Begräbnis der Ermordeten und einer allgemeinen Rekognoszierung des Terrains begnügen.

Als es zum Heimmarsch ging, suchte mich der Sindaco des Dorfes zu bewegen, nicht wieder der weitläufigen Straße zu folgen, sondern einen weit kürzeren Weg durch die Berge zu nehmen, für welchen er uns einen kundigen Führer mitgeben wollte. Da ich indes der ganzen Bevölkerung, die offenbar den Banditen in jeder Weise Vorschub leistete, den spitzbübisch dreinsehenden Sindaco nicht ausgenommen, keinen Moment traute, so wollte ich auf diesen Rat nicht eingehen. Der uns begleitende Beamte aber, der recht bald wieder in seiner sicheren Behausung zu sein wünschte, ließ sich betören, und da ich den Befehl hatte, seinen Wünschen Folge zu leisten, wurde der Nachtmarsch durch die Berge angetreten.

Immer höher und höher stiegen wir die Zickzacklinien des steilen und gefährlichen Pfades empor, dessen Breite bald kaum mehr für einen Mann ausreichte, und unwillkürlich mußte ich daran denken, wie wehrlos unsere in eine lange Kette aufgelöste und mit den Schwierigkeiten des Weges kämpfende Abteilung dem gewissen Verderben preisgegeben wäre, wenn sie in diesem Zustande von den Briganten

angegriffen werden würde. Keine aus den Klüften gesandte Kugel hätte ihr Ziel verfehlt und ein herabgeschleudertes Felsstück die halbe Abteilung vernichtet; an einen Rückzug wäre kaum zu denken gewesen.

Das Steigen auf dem steilen, scharfkantigen Gestein ermüdete uns sehr, und so waren wir herzlich froh, als wir auf eine der in der dortigen Gebirgsgegend nicht seltenen bewohnten Höhlen oder besser in den Fels hineingebauten Wohnungen stießen, in der wir ein wenig zu rasten beschlossen, ehe wir das letzte kurze, aber schlimmste Stück des Aufstieges in Angriff nahmen. Während meine Leute samt dem vollständig ermatteten Beamten in der Troglodytenbehausung Platz nahmen und sich an einem Krug wässerigen Bauernweins erquickten, ging ich, von Unruhe über den möglichen schlimmen Ausgang des unüberlegten Marsches getrieben, vor dem Eingang, an welchem der Weg vorbeiführte, auf und ab, meinen Kopf um einen Ausweg zermarternd. Forschend ließ ich den Blick über das kahle Geschröffe, auf welches der Mond seltsame Schlagschatten warf, hingleiten und lauschte mit angehaltenem Atem, ob sich nichts zeigte, was den Beamten noch jetzt von seinem Willen abzubringen oder mir es zu ermöglichen vermöchte, ihm mit Fug und Recht den Gehorsam zu kündigen.

Lange wachte ich vergeblich. Endlich vernahm ich ein Geräusch, das Rollen eines unter kletternden Füßen abgleitenden Steines, dann allmählich die immer stärker hörbaren Schritte eines bergab kommenden Wanderers. Als der Herannahende dicht genug bei mir war, um mir nicht mehr entgehen zu können, trat ich mit angeschlagenem Karabiner aus dem Schatten, der mich ihm bisher entzogen, und rief ihn an. Der Mann erschrak sichtlich, als er die Uniform gewahrte, und schnell wollte er umkehren, aber das Knacken des Hahnes brachte ihn zur Einsicht, daß hier an kein Entrinnen mehr zu denken sei, und zögernd näherte er sich mir.

Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich in dem unter so verdächtigen Umständen Angekommenen niemand anders als unseren lang entbehrten Freund Boticelli erkannte! Auch Boticelli war erstaunt, aber während sich mein bisheriges mißtrauisches und herrisches Wesen dem bewährten Freunde gegenüber schnell zum Freundlichen wendete, zeigten seine Mienen und sein ganzes Wesen Erschrecken, Entsetzen. Ob ich allein sei oder eine Abteilung bei mir hätte, war seine erste, hastige Frage. Sie war sonderbar, mißtrauenerregend, aber Boticelli war mir sicher wie Gold. Ich antwortete ihm nach Wahrheit. Da stürzte der Mann auf mich zu und preßte mich stürmisch an sein Herz.

„So kann ich Euch denn Eure Rettungtat vergelten, wie ich es so heiß gewünscht", rief er und begann mir eilig, als ob Gefahr in Verzug sei, zu erzählen.

Von dem Augenblick, da wir von Montefiascone abmarschiert waren, stand es bei ihm fest, daß auch sein und seiner Tochter Bleiben dort nicht mehr allzulange sein werde. Er kannte die römischen Verhältnisse hinlänglich, um zu wissen, daß die Behörde, Castelvetris Standesgenossen und dieser selbst — an dessen Loskommen Boticelli nicht zweifelte — jede Gelegenheit ergreifen, ja, eine solche herbeiführen würden, um dem Mißliebigen die volle Wucht ihres Armes fühlen zu lassen, sobald nur erst unsere unbequeme Abteilung aus der Gegend entfernt war. Boticelli knüpfte deshalb Verbindungen an, um sein Gütchen so günstig wie möglich zu verkaufen,



Das goldene Telefon des Papstes

Christus sagt: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber noch Erz in euren Gürteln haben" (Matthäus 10, 9). Allerdings – das goldene Telefon des Stellvertreter Christi trägt dieser ja nicht in der Tasche, sondern es steht auf seinem Schreibtisch. Das wäre immerhin eine Entschuldigung. Außerdem hat Christus ja nichts von goldenen Telefonen erwähnt....

Aufnahme: The Associated Preß

Die erste Lokomotive in der Geschichte des Papsttums

Am 2. 4. 1932 wurde der neue Bahnhof in der Vatikanstadt eingeweiht

Die erste Ausfahrt des neuen Papstes Pius XII. in Castel Gandolfo

Die vatikanischen Truppen grüßen ihn kniend

Aufnahmen: The Associated Preß

und das Glück war ihm insofern günstig, als er mit einem reichen Pächter bekannt wurde, der jenseits der Grenze im Toskanischen ein kleines Besitztum hatte, welches er gern gegen Boticellis Gütchen vertauscht hätte.

Eben kam Boticelli, der wegen seiner strengen Beaufsichtigung abgelegene Wege wählen mußte, von einer heimlichen Reise nach Toskana, wo er das Tauschobjekt besichtigt und sich nach den sonstigen Verhältnissen erkundigt hatte, zurück. Da stieß er, kaum mehr als eine Miglie weit von unserem jetzigen Standpunkt, auf eine große Bande von Briganten, die ihn erst anhielt, dann aber, nachdem er als ein armer, von den Behörden verfolgter Bauer erkannt worden, wieder ziehen ließ. Während er sich nun bei den Banditen befand, hörte er von ihrem Anschlag gegen eine anrückende Truppenabteilung — nämlich gegen die unsrige. Die Bande hatte sich, von dem schurkischen Sindaco von San Michele über unseren Marsch benachrichtigt, in einer Position festgesetzt, welche den Weg an seiner schmalsten und beschwerlichsten Stelle, wo an eine eilige Umkehr nicht mehr zu denken war, beherrschte, um uns von da aus ein für allemal die Lust zum Nachspüren gründlich zu verleiden. Natürlich hatte Boticelli nicht geahnt, daß es seine Freunde waren, welche in solcher Gefahr schwebten, und hätte uns, wäre er nicht durch meine Wachsamkeit mit mir zusammengetroffen, auch nicht warnen können, da er ja auf seinem verbotenen Gang jede Begegnung mit behördlichen Organen scheuen mußte.

Natürlich war unter solchen Umständen von einer Fortsetzung unseres Marsches nicht mehr die Rede. Der durch diese Mitteilung zu Tode erschreckte Beamte verzichtete auf jede weitere Anordnung, und wir stiegen eilig wieder abwärts, um dann einen mir von Boticelli angegebenen, näher dem Tale verlaufenden Weg einzuschlagen, der uns bald und sicher nach Bagnarea brachte.

Nicht allein aber, daß Boticelli uns auf diese Weise aus der dringendsten Lebensgefahr gerettet, hatte ich von ihm auch Mitteilungen über jene Räuberbande und ihre Verbindungen erhalten, die wesentlich, ja hauptsächlich dazu beitrugen, daß die gefährliche Gesellschaft nicht lange danach von uns zersprengt, Liberi selbst im Kampfe getötet und eine große Anzahl seiner Spießgesellen und Zuhälter — darunter auch jener verschmitzte Sindaco von San Michele — dingfest gemacht und der Gerechtigkeit überliefert werden konnten. Damit war die vorher so arg gefährdete Sicherheit der Provinz Viterbo wieder hergestellt.

Dieses Resultat unserer Tätigkeit erfreute uns aber nicht wenig auch Boticellis wegen, dessen Verdienste um die Sicherheit der Gegend auf meine Meldung der Regierung eindringlich geschildert wurden, und den wir sonach gegen alle Verfolgungen geschützt wähnen konnten. Boticelli jedoch schüttelte, als ihm Werner gelegentlich eines Besuches diese unsere Überzeugung mitteilte, ungläubig den Kopf und blieb bei seiner Absicht, sobald wie möglich den gefährlichen Boden des Kirchenstaates zu verlassen.

4.

In Ländern, in denen eine solche politische, soziale und moralische Zerrüttung herrscht, wie es im seligen Stato Ponroficio der Fall war, gibt es für die Verteidiger der Ordnung immer zu tun — natürlich! —, sind doch die ganzen Verhältnisse dazu geschaffen, unaufhörlich Unordnung zu erzeugen. Darum hatte die päpstliche Regierung nie Soldaten genug, um so weniger, als der Paradedienst bei den unaufhörlichen pomphaften Kirchenfesten in Rom stets eine ganze Menge anderwärts viel besser zu verwendender Truppen in Anspruch nahm; aber ohne ein Bataillon frommer Zuaven und ein halbes Hundert goldstrotzender Nobelgardisten konnte der arme Papst nun einmal keine Messe lesen. So kam es, daß die sicherheitdiensttuenden Truppenteile, sobald sie irgendwo notdürftig Ordnung geschafft hatten, stets alsbald wieder abberufen wurden, um eine andere dringende Aufgabe zu lösen. In den eben entwirrten Angelegenheiten ging es dann wieder in der alten Weise fort, bis die Mißwirtschaft abermals bis zum Gipfel gestiegen war, worauf dann aufs neue gewaltsam eingegriffen wurde. Das nannte man in Rom Regieren.

So war denn in Bagnarea nach der Reinigung der Gegend von den Briganten nicht mehr lange unseres Bleibens. Wir erhielten Marschordre, und zwar so unvermutet, daß wir nicht mehr imstande waren, von Boticelli und Domenica Abschied zu nehmen. Oft hatte es uns nach dem uns lieb gewordenen Häuschen am Lago di Bolsena gezogen, aber die Entfernung war zu groß, um in der dienstfreien Zeit zurückgelegt werden zu können, Urlaub jedoch durfte nur in Ausnahmefällen gegeben werden, und wir hatten uns denselben eben auf den bald zu erwartenden Abschied aufgespart. Boticelli und Domenica selbst durften, als unter strenger Polizeiaufsicht Stehende, ihren Bezirk nicht verlassen. So mußten wir denn, da wir in eine ganz andere Gegend versetzt wurden, unsere Freundschaft, Werner selbst seine Liebe ohne Scheidegruß abbrechen — vielleicht für immer!

Unsere neue Garnison war Fiumicino, unmittelbar am Ausfluß des Tiber ins Meer gelegen, zwei Miglien von dem antiken Ostia, dessen marmorne Hafenbassins ganz verschlammt weit im Lande liegen. Aber auch auf dem Flußarm von Fiumicino war die Ausfahrt ins Meer durch die schnell anwachsenden Tiberanschwemmungen schwierig, und so waren wir trotz einiger Uferbefestigungen weit weniger da, um die Flußeinfahrt gegen seefahrende Feinde des heiligen Stuhles zu schützen, als um darüber zu wachen, daß der päpstlichen Kammer fleißig die Zölle und Abgaben sowohl von den wenigen einfahrenden Küstenfahrzeugen, wie von den mit Meeresbeute heimkehrenden Barken der eingeborenen Fischer entrichtet wurden. Und das war keine geringe Arbeit, denn infolge der enormen Zölle, welche die weise Regierung des Papstes auf alle auswärtigen Erzeugnisse, mochten dieselben dem Lande auch noch so notwendig sein, legte, war der Schmuggel im üppigsten Flor, und die schlauen Fiumiciner kannten zahlreiche, durch die hohen Dünen und die sich dahinter hinziehenden Unterholzwälder gedeckte Örtlichkeiten, von denen aus das ruhige Meer eine heimliche Einführung der Kontrebande ermöglichte.

Unser Dienst, anfangs nicht ohne Interesse, wurde uns bald herzlich eintönig, um so mehr, als die trüben Wintertage die See ihres südlichen Zaubers beraubt hatten.

In dieser Lage schlossen wir Freunde uns enger als je an einander und brachten den größten Teil unserer freien Zeit in einem nach dem Meer gelegenen Zimmer unseres Quartiers zu, das wir uns als eine Art Kasino eingerichtet hatten und in dem wir die Deutschen Zeitungen und Bücher lasen, welche wir hie und da von unseren Freunden in Rom erhielten.

Dort beschäftigten wir uns auch oft mit Luigi Boticelli und seiner Tochter, über deren Ergehen wir wenig wußten. Anfänglich hatten wir wohl einen Brief Boticellis, dem auch einige mühsam geschriebene, aber innige Worte der Liebe von Domenica an Werner beilagen, erhalten; Boticelli meldete darin, daß er seit dem Abmarsch der Truppen rücksichtloser denn früher schikaniert werde, daß er von seines Feindes Castelvetri, des Meuchelmörders, Freilassung habe reden hören, daß er Schlimmes befürchte, und wünsche, bald über die Grenze eilen zu können, was sich aber leider nicht so schnell machen lasse. Er werde wieder schreiben, wenn er in Toskana frei aufatmen könne. Seitdem aber hatten wir trotz wiederholter Aufforderung keine Nachricht mehr erhalten. Was konnte geschehen sein, daß Boticelli nichts von sich hören ließ? Oder hatte die Post, der jeder von einem Einheimischen herrührende Brief verdächtig erschien, die Briefe unterschlagen oder aus Schlendrian verloren? — Fälle, von denen bei der allerchristlichsten römischen Postverwaltung einer so möglich und alltäglich wie der andere war. Diese Ungewißheit beunruhigte uns sehr.

Eines Abends saßen wir wieder in unserem Kasino beisammen und suchten durch die Erinnerung an die Heimat und unsere Lieben jenseits der Alpen die traurige Gegenwart zu vergessen, als plötzlich Alarmsignale ertönten und zugleich ein Sergeant die Nachricht brachte, daß soeben ein Regierungdampfer von Rom angelangt sei mit der Ordre, sofort die halbe Kompagnie an Bord zu nehmen. Ich und Werner gehörten zu der zur Expedition bestimmten Abteilung und eilten, schnell gerüstet, nach dem Sammelplatze, wo der Hauptmann selbst das Kommando über uns übernahm und uns nach dem wenige Schritte entfernt im Flusse liegenden Schiffe führte, das sofort nach unserer Einbarkierung ins Meer hinaus dampfte.

Aber wohin ging die geheimnisvolle Fahrt und welcher Aufgabe sollte sie uns zuführen? Der Hauptmann teilte mir mit, daß uns der Dampfer in Civitavecchia landen werde, wo wir weitere Befehle erhalten würden. Was sollten wir in dem römischen Kriegshafen, in welchem sich das Hauptquartier des von Bazaine kommandierten französischen Hilfkorps befand und wo man also auf alle Fälle Truppen genug hatte, um nicht unsere Handvoll Leute eigens durch Dampfer holen lassen zu müssen?

Mit großer Ungeduld erwartete ich deshalb das Ziel unserer Fahrt, das wir endlich früh morgens erreichten. Der in Aussicht gestellte weitere Befehl ließ auch richtig nicht lange auf sich warten: sobald wir in den inneren Hafen eingelaufen waren, erschien ein Gendarmeriebrigadier an Bord, der die kurze schriftliche Ordre überbrachte, daß unsere Abteilung seiner Führung zu folgen habe. Von der sehnlich erwarteten Aufklärung dagegen war keine Rede.

Die Sache wurde immer geheimnisvoller und verdächtiger, und die Unruhe, welche zuerst nur wenige mit mir geteilt hatten, bemächtigte sich nun allmählich der

ganzen Mannschaft, mit Ausnahme vielleicht einiger weniger alter Troupiers, deren Gefühl durch die lange Gewohnheit längst abgestumpft war. Nicht wenig verstimmt war auch der Hauptmann selbst, teils weil es ihn kränkte, in so vollständiger Ungewißheit gehalten zu werden, teils weil die außerordentlichen Maßregeln etwas Besonderes, wohl aber kaum Gutes erwarten ließen.

So marschierten wir ziemlich kleinlaut und düster in der Gegend der Maremmenstraße dahin. Schon den dritten Miglienstein hatten wir erreicht, keine Seele war uns begegnet, ja nicht einmal ein Gebäude kam uns zu Gesicht, außer den halb zerfallenen mittelalterlichen Türmen, die sich hier und dort in der Nähe der Seeküste erhoben — der einstige Schutz gegen Normannen und Barbaresken. Die Stimmung war eine gedrückte, und tiefes Schweigen herrschte in den Gliedern. Die Bemerkung des Kompagnie-Witzmachers, daß wir genau wie ein Zug Totengräber einherzögen, war sehr zutreffend.

Da endlich, als wir die Höhe eines niedrigen Hügelzuges erreicht hatten, bot sich eine Erscheinung, von der auch offenbar die Lösung unserer Zweifel kommen mußte. Zu Füßen des Hügels erblickten wir eine größere Menge Truppen, die wir an ihren roten Beinkleidern sofort als Franzosen erkannten. In zwei parallelen Linien ausmarschiert, hatten vier Kompagnien die Gewehre zusammengestellt und erwarteten uns augenscheinlich, denn kaum gewahrten sie uns, als die Kommandos der Offiziere erschollen und sich die Reihen ordneten. Der Kommandant aber ritt unserem Hauptmann entgegen und machte ihm Mitteilungen, worauf wir als Verbindungglied zwischen die beiden sich gegenüber stehenden Linien der Franzosen einrückten, auf diese Weise mit ihnen ein auf einer Seite offenes Karree bildend. Auf dieser offenen Seite aber, die gegen die Anhöhe gerichtet war, zeigten sich eine Anzahl dicht beisammen stehender Menschen, teils in bürgerlicher Kleidung, teils in Uniform hinter einem frisch aufgeworfenen Sandhügel.

Was hatte das zu bedeuten? Ich sah nach dem Hauptmanne, der in der Nähe bei den französischen Offizieren stand; er war bleich, und man sah ihm Schrecken und Aufregung an. Ein alter Troupier in meiner Nähe, der als Fremdenlegionär in der Krim, in Algier, Italien und Mexiko unter den napoleonischen Fahnen gedient hatte, warf mit gestrecktem Halse zwischen seinen Vormännern hindurch einen forschenden Blick nach dem rätselhaften Menschenknäuel und der ebenso rätselhaften Grube und sagte dann: „Korporal, verlaßt Euch darauf — da gibts eine Fusillade.“

Himmel und Hölle — mir ward es schwarz vor dem Gesicht, und das Blut erstarrte mir vor Entsetzen. Wo hatte ich doch meine Augen vorher gehabt — wahrhaftig: das war ein offenes Grab, neben dem in dem Sandhügel die Spaten zum Zuwerfen steckten. Und jetzt erkannte ich auch die Uniformen der Sbirren in dem Haufen und sah sie gefesselte Männer bewachen. Gräßlich! Also zu Henkern hatte man uns bestimmt! Nein, mehr noch, zu Mördern! Denn daß es sich nicht um die Ausführung eines rechtmäßigen Urteiles handelte, sondern um einfachen Mord, das zeigten die absonderlichen Umstände, unter denen die Exekution stattfinden sollte. War es nicht das erste Geschäft, der nach 1849 zurückkehrenden päpstlichen Regierung gewesen, an Stelle der vom Volke verbrannten Guillotine ein neues solches Mordinstrument anzuschaffen, mit dem die Hinrichtungen in der Hauptstadt

der Christenheit öffentlich ausgeführt wurden? Warum entzog man diese Opfer dem schauwütigen, demoralisierten Pöbel Roms und schleppte sie hierher in eine öde, menschenverlassene Gegend?

Aber was sollten wir, die wir zur Durchführung des Bubenstreiches bestimmt waren, tun? Als echte Mordknechte ohne Liderzucken den Blutbefehl ausführen? Unsere ganze Abteilung, welche die Schreckensnachricht wie der Blitz durcheilt hatte, war empört über die ihr zugemutete Rolle, und niemand wollte Teilnehmer an der Exekution sein. Aber die Disziplin! Und würden nicht Widerspenstigkeiten schnell durch die Franzosen unterdrückt werden, die vielleicht zu gar keinem andern Zwecke da waren? Ja, ja, das wars: die Franzosen mochten sich wohl für die ihnen zugemutete Ehre, Henker zu spielen, bedankt haben, weshalb man uns und gerade uns, die wir ohne Aufsehen herbeigeschafft werden konnten, holen ließ; aber man mißtraute unserer Brauchbarkeit für solche Dinge, und darum umstellte man uns mit einer Übermacht fremder Truppen, die uns die Möglichkeit einer Nichtausführung des Blutbefehls benehmen sollten. Wie nun aus diesem Dilemma herauskommen?

Alle Gedanken und Erwägungen wurden durch einen Trommelwirbel der französischen Tamboure und das Kommandowort unseres Hauptmanns abgeschnitten. Der letztere, ebenfalls ein Deutscher, dem trotz seiner bekannten Frömmigkeit und päpstlichen Gesinnung das Henkeramt offenbar gleich uns in tiefster Seele widerstrebte, trat mit trübseliger Miene vor die Front und forderte Freiwillige zur Exekution vor. Aber niemand meldete sich. So mußte denn eine Squadra — zwölf Mann — kommandiert werden. Als dieser der Befehl zum Vormarsch gegeben wurde, zuckte manche Miene, manche Lippe bewegte sich zu einer leisen Frage, aber ein energisches Kommandowort und — die Disziplin hatte gesiegt. Das Peloton lud die Gewehre.

Jetzt wurden von den Sbirren zwei der Opfer vor die Grube geführt, das eine ein älterer, hagerer Mann, das andere eine kleine, korpulente Figur mit rotem Bart und lebhaften Bewegungen, beide in eleganter Kleidung. Alsdann trat ein ebenfalls in Begleitung der Sbirren angekommener Beamter vor und verlas pathetisch das „Urteil des heiligen Tribunals“. Die beiden Verbrecher, „deren Namen den hochwürdigsten General-Inquisitoren bekannt“ seien, hätten sich des „gottlosen Hochverrates an der Regierung Seiner Heiligkeit“ schuldig gemacht und darum den Tod verdient.

Die Sbirren traten zur Seite; das Kommando des Sergeanten des Exekutionpelotons ertönte; der Kleine rief ein trotziges „morte ai tiranni“ — die Gewehre knatterten, und als sich der Pulverdampf verzogen hatte, sahen wir erschüttert die beiden Opfer der milden, gottesfürchtigen Regierung in den Sand gestreckt.

Aber was war das? Das Würgen hatte noch kein Ende; denn ein neues Opfer ward auf den blutbespritzten Plan geschleppt. Dieser Mann aber, der keine Städterkleidung trug, sondern eine mir bekannte ländliche Tracht — täuschte eine Spukgestalt meine erregten Sinne, oder war es Wahrheit? — dieser Mann, der jetzt eisengefesselt, gebeugt, aber festen Schrittes vor die Gewehrmündungen trat, war — Boticelli, unser Freund und Lebensretter.

Ich glaubte, der Schlag müßte mich rühren oder die Nacht des Wahnsinns mich umfangen, und eine Minute lang, war ich wie gelähmt. Ich sah und hörte nichts, was um mich vorging, weder das Flüstern und Murren meiner empörten Kameraden, die ebenfalls Boticelli erkannt, noch den befehlenden Zuruf des über die Unruhe seiner Abteilung erstaunten Hauptmanns; ich starrte nur wie durch einen Zauber gebannt die mir so sympathische, nun wohl durch Kerkerhaft und Mißhandlungen gebrochene Gestalt des Freundes an und hörte die Stimme des danebenstehenden Beamten, der das Urteil verlas. Welche Gründe wollte man hier nennen, den Mord zu rechtfertigen? Wessen erfrechte man sich, diesen Mann zu bezichtigen, dem die Regierung so viel Dank schuldete? „Nachdem er sich fortgesetzt feindselig gegen die Regierung des heiligen Vaters und unsere heilige Religion benommen und gegen sie konspiriert, auch die Soldaten des römischen Stuhles zum Ungehorsam und zum Abfall zu verleiten gesucht, ging er in der Bosheit seines Herzens so weit, seinen ihm verwandten Knecht, einen treuen Freund der Regierung, dessen Überwachung er fürchtete, vorbedacht zu ermorden und für dieses Verbrechen durch meineidige Versicherung einen treuen Untertan und Beamten verantwortlich zu machen, um danach aus dem Lande zu fliehen, woran ihn aber die Pflichttreue des von ihm fälschlich denunzierten Sbirren Castelvetri rechtzeitig verhindert."

Ein „Ah" der Verwunderung, in das meine Nebenmänner ausbrachen, löste den Bann und gab mir den Vollbesitz meiner Sinne wieder. Nun aber hielt mich keine Disziplin mehr, und schnell trat ich salutierend aus dem Glied an den Hauptmann, der eben ergrimmt auf die unbotmäßige Abteilung zustürzte, heran, um ihm von der unerhörten Freveltat Meldung zu machen, die hier begangen worden und eben mit dem schändlichsten Mord gekrönt werden sollte. Währenddessen war die Abteilung in ein lautes Murren ausgebrochen, das von dem Geist des Widerspruches angesteckte Exekutionpeloton aber hatte kurzweg Kehrt gemacht und war in die Reihe eingerückt.

Natürlich zogen diese außergewöhnlichen Auftritte die Aufmerksamkeit der Franzosen in immer höherem Grade auf sich, und endlich ritt der Kommandant herbei, um sich bei dem Hauptmann über die Gründe der Unruhe zu erkundigen. Als dieser, der sich jetzt von Montefiascone her jenes Meuchelmordes Castelvetris erinnerte, selbst empört dem Kommandanten Mitteilung über diese Art von römischer Gerechtigkeit machte und ihm erklärte, daß unter diesen Umständen von einer Füsilierung des offenbar Unschuldigen durch seine Abteilung keine Rede sein könne — da schüttelte auch dieser im Prätorianerdienst ergraute Offizier das Haupt.

Ein Offiziersrat wurde zusammenberufen, der einstimmig beschloß, daß die Exekution bei so überwältigenden Zweifeln an der Schuld des Verurteilten nicht stattfinden könne, vielmehr das Urteil dem Gerichte zur Prüfung zurückzugeben und letzteres auf mein und des Hauptmanns Zeugnis für Boticelli und die Weigerung der Abteilung aufmerksam zu machen sei.

Nachdem der über diese Wendung höchlich verwunderte Regierungbeamte auf Anfordern unseres Hauptmannes den Sachverhalt zu Protokoll genommen hatte, trat der Hauptmann mit feierlichem Ernste, aber gewiß innerer Zufriedenheit vor die Front, tadelte die Indisziplin, versprach aber, daß der Fall gewissenhaft geprüft

werden solle, und forderte uns streng auf, nunmehr voll und ganz zu unserer Pflicht zurückzukehren und das weitere ruhig abzuwarten. Dann marschierten wir ab, von den beifälligen Zurufen der Franzosen begleitet und nicht ohne unserem, durch unser Dazwischentreten dem schon geöffneten Grabe entrissenen Freunde, der während der ganzen Szene erstaunt nach uns geblickt, einen stummen Gruß zugeworfen und von ihm einen lauten Segensruf empfangen zu haben.

Mit dem Bewußtsein einer guten Tat erreichten wir nach längerem Marsche gegen Mittag Civitavecchia wieder, von wo uns derselbe Dampfer, der uns abgeholt, bald nach unserer Garnison zurückbrachte.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen",
So steht es in der Bibel selbst geschrieben,
An guten Früchten weiß ich nichts zu nennen,
Und nur die schlechten sind geblieben.

Was ihr gelehrt in zweimal tausend Jahren,
Wird euch nun selber zum Verhängnis werden,
Und was ihr glaubtet uns zu offenbaren,
Das offenbaren eure Taten hier auf Erden.

„Was ihr dem Kleinsten unter euch getan habt,"
So spricht der Herr, „das habt ihr mir getan";
Wir werden nach dem Bibelwort verfahren,
„Das Aug um Auge" schrieb und „Zahn um Zahn".

Beklagt euch nicht, wenn eure eignen Worte,
Mit euren Taten nicht im Einklang steh'n.
Und ständet ihr nicht vor der Hölle Pforte,
Wer sollte sonst wohl in die Hölle geh'n?

Hans Hugo Brinkmann



Der Waller

Ballade von Dr. Josef Bögner

Ihrer Exzellenz Frau Dr. Mathilde Ludendorff gewidmet

Gen Urfeld reitet am Walchensee
Mönch Wolfgang in schwarzem Gewande
Auf einem Rosse so weiß wie Schnee;
Schon neigt sich der Pfad zum Strande.

Da liegt er der leuchtende Edelstein,
Gefaßt in Felsen und Fichten,
Sie tauchen in seine Tiefen hinein
Wie seine alten Geschichten.

Am untersten Grund wie ein Riesenreif
Ruht ein Waller, im Rachen den schrecklichen Schweif,
Das Auge nach oben
Wie glimmende Glut in verhaltenem Grimme erhoben.

„Und käme der Tag, wo die schlummernde Kraft
Des Unholds der Wogen-Wiege
Im Sturme entfesselt riesenhaft
Und weltenwendend entstiege,

So winde Dich, Du elender Wurm,
— Vor diesem Kreuz hier — im Staube!
Wie jedem so auch diesem Sturm
Hält stand der christliche Glaube."

Er ruft es und schleudert mit keckem Mut
Das Heiligtum weit in die spiegelnde Flut —
Die Ringe verkräuseln,
Die Fichten am Fels im Winde wehen und säuseln.

Da hallt es hinter den Stämmen hervor
Mit Grausen erregender Stimme:
„Was weckst Du den Waller, Du frommer Tor,
Zum Wedeln aus grollendem Grimme?

Du hast die tötende Tat verübt,
Des Sees urtümliche Klarheit
Hast Du mit Deinem Schatten getrübt
Und gefrevelt im Wahne der Wahrheit.

Hast Helga, die Heidin, mit Reden gerührt,
Vom Hasse zur Feindesliebe verführt,
Entfremdet der Sippe,
Gehetzt in den Tod sie im See bei der vordersten Klippe."

„Und hab ich", spricht bebend der Gottesknecht,
„Vollzogen des Höchsten Befehle,
Ich tat's nicht im Wahne, ich tat es recht
Zur Rettung der göttlichen Seele!"

„Die göttliche Seele", die Huldin spricht,
Die jetzt in den Weg sich ihm stellet,
„Bedarf Deiner fremden Worte nicht,
Das eigene Licht sie erhellet!

Dem See gleichet sie wunderbar
So wie er am ersten Morgen war,
Wo Gott ihm die Bläue
Des Himmels verlieh unendlich in ewiger Treue, —

Die Seelsorgereise — brich sie ab
An diesem unheimlichen Orte!
Nur dann entrinnst Du dem gähnenden Grab,
Wenn Du folgst in die Felsenpforte!!"

Mit diesen Worten entschwand das Weib
Geheimnisvoll in dem Dunkel.
Ihr Flachshaar nur leuchtet vom hohen Leib
Wie lauteren Goldes Gefunkel.

Herr Wolfgang schaut ihr getroffen nach.
Auch in ihm ist die himmlische Seele wach —
Schon will er verlassen
Den schmalen Weg und die Hehre ereilend umfassen.

Da wird es ihm plötzlich erschreckend klar,
Versuchung nur war die Erscheinung,
Und jeder höheren Rührung bar
Umfängt ihn die alte Verneinung.

Das Gelübde fällt jetzt, der Schwur ihm ein,
Für immer und ewig ein Streiter
Der alles ergreifenden Kirche zu sein,
Und es reitet — weiter — der Reiter.

Was werden die Wipfel der Fichten so laut?
Auch die Buchen der Bucht faßt die Windesbraut!!
Sie rauschen — wie ahnend —
In seinem Gemüt ihn nochmals zur Einkehr mahnend.

„Ja, hier stieg Schön-Helga erbleichend hinab
In des Sees unermeßliche Tiefen,
Sie fand ihre Ehre im grünen Grab,
Wo die Stimmen der Rache sie riefen.

Die Herrliche fiel in den Widerspruch,
Die Kirche zu lieben, die Sippe zu hassen,
Und hat, zerschellt an des Wahnes Fluch,
Zum Schlusse — beide — verlassen."

So ruft er sich zu, so klagt er sich an:
„Ich hab' es —, ich hab' es für Gott getan!"
Herr Wolfgang wird irre:
„O Gott steh mir bei, mein williges Herz nicht verwirre!"

Nicht lauter stöhnet der klagende Föhn,
Der jetzt mit Macht sich erhebet
Und rings die waldigen Felsenhöhn
Und die schlickernden Wellen belebet.

Was lugt aus dem Wasser, was schiebt sich heran?
Sind's Tier-, sind's Totengestalten?
Sie zischen ihm zu, sie grinsen ihn an
Wie drohende Geistergewalten.

Nur Helga, die Heidin, ist nicht dabei;
Da gellt in den Wolken ein wilder Schrei,
Die durch Jochberg und Forchen
Dem Reiter Orkan wie sich bäumende Rosse gehorchen:

„Und hast Du mich gleich in den Tod gehetzt
Mit sinnverwirrenden Lehren,
Des Weibes Herz in Flammen gesetzt,
Will sich liebelohend verzehren.

So höre den letzten, verzweifelten Ruf,
Der die Erde zum Himmel verwandelt:
Laß gelten, was Gott der Waltende schuf,
Was Gott der Erhaltende handelt.

Was kümmert Dich anderer Seelenheil?
Ein jedes Geschöpf hat gebührenden Teil
Am göttlichen Leben,
So gönn' ihm sein Glück oder büße das frevelnde Streben."

Erschauernd verhallt es am Helga-Mal
Im Brausen der brandenden Wogen.
Doch Wolfgang, der Mönch wie Stein und Stahl
Nimmt wagend des Sees Bogen.

Da stürzt von den Halden wie atemlos
Ein warnender Hirte mit Schreien:
„Der Waller! Er steigt aus des Sees Schoß!
Ich sah ihn funkeln und speien."

Herr Wolfgang stutzt, es sträubt sich sein Roß,
Doch strenge verwarnt er den Heidensproß:
„Ich laß mir nicht rauben
Von heidnischem Trug den erlösenden christlichen Glauben!!

Und ging es zur hintersten Höhle der Schlucht,
Wo Lindwurm hausen und Drachen,
Der Kreuzesbote fliehet die Flucht
Und ging es zum Höllenrachen!!"

Da wird zur Nacht der dunkle Tag,
Und Blitze um Blitze fallen
Und Donnerschlag auf Donnerschlag
Vom Felsen niederhallen.

Die Tiefe tut sich, der Abgrund auf
Da tost es, da giert es, da rast es herauf
Wie höllisches Heulen
Und speit an das Roß die sausenden Wassersäulen.

Der Schimmel, der Reiter sie schwanken wie Schilf
In der Wucht des wilden Orkanes.
Sie taumeln zum See, o Herrgott hilf
Dem Opfer verwegenen Wahnes.

Da reißt der Reiter das Roß zurück,
Schrill gellt ihm sein Schrei in die Ohren;
„Jetzt, Schimmel, schaffe dein Meisterstück!
Gib alles, sonst sind wir verloren!!

Nun drauf, mein Braver, und strauchle nicht,
Da wo sich die Brandung himmelhoch bricht
An den steinernen Schroffen,
Und haben wir die, so dürfen wir leben und hoffen."

Der Schimmel fliegt in der Sturmesnacht,
Daß die feurigen Funken stieben,
Jetzt hängt er am Grat, — jetzt — hat er's vollbracht?
Wo sind die beiden geblieben?

Dort tauchen sie auf, dort bieget ihr Lauf
Wie Rauch zu der letzten Klippe,
Jetzt — blitzt er wie dampfendes Feuer hinauf
Die kantige Felsenrippe — —

Doch jenseits — was naht wie ein Wolkenhaupt,
Was stillt den Sturm, was glotzt und schnaubt
Wie höllisches Feuer?
Der Waller — schwimmt an — das riesige Seeungeheuer.

Der Schimmel scheut — der Reiter fällt
Kopfüber in schäumende Schlünde,
Ein furchtbar zündender Blitz erhellt
Ringsum die rauchenden Gründe.

Der Riese schlägt, der Riese ballt
Zu einem Berge die Wogen
Und schleudert hinaus sie mit Urgewalt
In's Flachland — in weitem Bogen.

Die Bäume stürzen, es birst die Welt
Wo donnernd das Wasser niederfällt —
Zu ihrem Segen!!
Es wird aus dem Land der Deutschen das Welsche fegen. —



Abwehrlos ans Kreuz geschlagen

Von Dr. Hermann Hartl

Ende 1916 stand das riesige Zarenreich überall im Zeichen des bevorstehenden Umsturzes. Unterirdische Beben kündeten ihn allenthalben an. Die überstaatlichen Verderber sahen sich nahe dem Ziele, das sie sich 1889 auf dem Freimaurer-Weltkongreß zu Paris gesteckt hatten und das die Weihenachtnummer der „Truth" 1890 auf einer Zukunftkarte des Europa von 1919 sehr drastisch dadurch veranschaulichte, daß sie auf der Ostseite unseres Kontinents an Stelle des Zarenreiches ein „Russia desert", eine „Wüste Rußland" aufzeigte. (Vergleiche Ludendorff: „Kriegshetze und Völkermorden", Seite 69.) Somit stand nun das gewaltige Reich am Vorabend jener schauerlichen Schächtung, jener von Jahweh gebotenen „Viehschlachtung" — auf jüdisch „Tscheka" (vergleiche „Vatikan und Kreml" von J. Strunk, Seite 12) —, die das seit 1889 „vorsichtig" betriebene Werk durch die „gottgefällige" Hinmordung von 20 Millionen Menschen vollenden sollte.

Aufs höchste befremdet, sehen wir die Führung des Reiches vollständig versagen. Schon die ganze vorausgegangene Unterwühlungarbeit hatte sich vollzogen unter den Augen des letzten Zaren Nikolaus II., der Rußland verantwortlich regierte, seit sein kraftvoller Vater, der erst 48jährige kerngesunde Zar Alexander III. am Jahwehtage dem 1. 2. 1894 „zur rechten Zeit" gestorben war. Tatenlos sah Nikolaus II. der Revolutionierung der Städte wie des flachen Landes, der Ermordung Dutzender von Ministern, Statthaltern, Polizeipräfekten und Generälen zu; er hatte die Greuel der maurerischen „Proberevolution" (vergleiche Ludendorff: „Kriegshetze und Völkermorden", Seite 76) von 1905 erlebt. Er sah 1906 die Herrensitze des Landes in Nord und Süd, in Ost und West in Flammen aufgehen; man nannte diese Flammenzeichen sinnigerweise „Illumination"! Er sah seinen Helfer in letzter Stunde, den tatkräftigen Stolypin, mitsamt seiner Familie den Mördern zum Opfer fallen. Und dann kam es, wie es unter so kraft- und einsichtloser Führung kommen mußte: Freimaurer saßen in allen entscheidenden Stellen, und schließlich ließ sich dieser „Autokrat" von dem Hochgradmaurer Sasonow, seinem Außenminister, 1914 in schicksalentscheidender Stunde die Unterschrift unter den verhängnisvollen Mobilmachungbefehl abzwingen, der das Reich in den Abgrund trieb, nicht ohne es noch in diesem Todessturz dem jüdisch-römischen Vernichtungwillen gegen Deutschland dienstbar zu machen.

1916! Nun stand der Deutsche tief im Lande; nun war die Front durchsetzt mit revolutionären Agitatoren, Moskau und Petersburg überschwemmt mit defaitistischen Schriften, das Vertrauen in die Krone erschüttert.

Noch aber lag das Geschick des Landes verfassungmäßig in den Händen des verantwortlichen Mannes. Noch konnte er, wenn er das Notwendige tat, die Not wenden, und an einflußreichen Mahnern und Warnern fehlte es keineswegs. Am

11. November schrieb ihm der Großfürst Georg Michailowitsch von der Brussilow-Front: „Lieber Niki, wenn nicht binnen 14 Tagen eine neue, dem Parlament verantwortliche Regierung gebildet wird, rennen wir alle in ein Debakel hinein!" ... Am 15. November mahnte ihn ein anderer großfürstlicher Vetter von London aus: „Georgie (d. i. König Georg von England) ist bestürzt über die politische Lage in Rußland. Die in der Regel gut informierten Agenten des englischen Geheimdienstes prophezeien für die allernächste Zeit den Ausbruch einer Revolution!" ... Besonders deutlich aber wurde Großfürst Alexander, der dem Zaren in einem Schreiben vom 25. Dezember die Revolution voraussagte und grundsätzliche Änderungen in der Besetzung der Regierungstellen verlangte. Im Schlußsatz dieses Briefes heißt es: „So seltsam es auch klingen mag, Niki, wir sind Zeugen des unwahrscheinlichen Schauspiels einer von Seiten der Regierung angezettelten Revolution. Niemand sonst will eine Revolution. Jedermann sieht ein, daß es für den Augenblick zu gefährlich ist, sich den Luxus innerer Zwistigkeiten zu gestatten, während ein Krieg geführt und gewonnen werden soll. Jedermann sieht das ein, nur deine Minister nicht. Ihre verbrecherische Handlungsweise, ihre Gleichgültigkeit gegenüber der allgemeinen Not und ihre ständigen Lügen werden das Volk zum Aufruhr zwingen.... Zum erstenmal in der modernen Geschichte wird eine Revolution nicht von unten, sondern von oben geleitet. Nicht vom Volke gegen die Regierung, sondern von der Regierung gegen das Wohl des Volkes!"

Persönliche Unterredungen, eindringliche Vorhaltungen sollten den Zaren zur Tat drängen. Umsonst! Das Ergebnis war in allen Fällen gleich enttäuschend: der Zar „sagte nichts und rauchte weiter".

„Es ist ärgerlich", sagt Großfürst Alexander in seinen Erinnerungen, „daß ich bei der Erwähnung des Verhaltens des Zaren in kritischen Augenblicken immer dieselbe nichtige Phrase wiederholen muß: „Er sagte nichts und rauchte weiter!"

Es ist etwas Herrliches um Ruhe und Selbstbeherrschung eines Führers in Not und Drang. Sie sind Zeichen eines wachen Abwehrwillens, der den Weg kennt und die Kraft fühlt, der Not zu steuern. Die unerschütterliche Ruhe des Zaren aber war etwas ganz anderes und ungemein Gefährliches: es war gelähmter Abwehrwille!

Welche geheimnisvolle Macht den Abwehrwillen des Monarchen so völlig gelähmt hatte, das erfahren wir eindeutig durch das Zeugnis des Großfürsten Alexander. Sein erschütternder Bericht an dieser Stelle lautet: „Nikolaus II., der Zar aller Reußen, der Oberbefehlshaber über 15 Millionen Soldaten, hielt mit allem Eifer eines christlichen Dulders daran fest, daß ‚Gottes Wille geschehe'." — Er bemerkt dazu weiter: „Ich fiel beinahe in Ohnmacht, als ich diese verblüffende Formel hörte. „Wer in aller Welt, Niki, hat dich diese beispiellose Art, deinem Gott zu dienen, gelehrt? Nennst du das Christentum. Nein, Niki, das klingt eher wie der mohammedanische Fatalismus eines türkischen Soldaten, der den Tod nicht fürchtet, weil ihn im Jenseits die weit geöffneten Tore des Paradieses erwarten. Wahres Christentum, Niki, bedeutet Tat, mehr sogar als Gebet. Gott hat dir das Leben von 160 Millionen Männern, Frauen und Kindern anvertraut; Gott erwartet von dir, daß du kein Mittel unversucht läßt, um ihr irdisches Los zu verbessern und ihr Glück zu sichern. Die Jünger Christi saßen nie mit ge-

falteten Händen da, Niki! Sie wanderten von einem Ende der Erde zum anderen und brachten etwas unendlich Wertvolles in die wankende heidnische Welt!" —

Wir brauchen uns hier nicht auseinanderzusetzen mit der verhängnisvollen Täuschung des Großfürsten über das wahre Wesen des Christentums und über seine völlig unhaltbare Vorstellung von den Jüngern als „Tatmenschen". Wir haben eine ganz andere und sehr begründete Meinung von ihren „Verdiensten um die wankende heidnische Welt". Aber sehen wir vom Inhalt ab und nehmen wir seine Worte einmal schlechthin als einen letzten, verzweifelten Appell an den Tatwillen des Zaren, einen mutigen Vorstoß auf den Grund der Dinge, auf den weltanschaulichen Urgrund all unseres menschlichen Tuns. Jetzt mußte sich der Zar stellen, so oder so! —

Mit Erschütterung lesen wir seine Antwort: „Gottes Wille geschehe!" wiederholte er langsam, „ich kam am 6. Mai, dem Tage des Dulders Hiob zur Welt. Ich bin bereit, mein Schicksal zu tragen." — „Das war endgültig!", bemerkt Großfürst Alexander. „Keine Warnung hätte Eindruck auf ihn machen können. Er schritt dem Abgrunde zu in der Überzeugung, das sei der Wille seines Gottes!" — —

„Abwehrlos ans Kreuz geschlagen!" so nennt Frau Dr. Ludendorff hart, aber treffend christlich suggerierte Menschen und Völker in solch hoffnungloser Seelenverfassung. Sie verhalten sich ganz so, wie es dem jüdischen Jehowahziele entspricht, sie folgen dem Gebote: „Wehret nicht dem Übel!" (Vergleiche Dr. M. Ludendorff: „Die Volksseele und ihre Machtgestalter", Seite 405.)

Gedanken auf einem christlichen Kirchhof

Da verwesen sie nun — die ewig Enttäuschten! —
Nie wird sie Posaunengetön auferwecken,
Nie werden sie Himmel noch Hölle sehn
Und nie vor Jehova, dem jüdischen Stammesgott stehn.
Ja, ruhet nur sanft und ruhet in Frieden! —
Kein Pfaffe verwirrt mehr euer Hirn,
Eure Seele — verängstigt — hat ausgelitten
Und banger Herzschlag, steht endlich nun still. —
Man nahm euch das Beste, den völkischen Sinn! —
Herauserlöst, aus heiligem Väter-Erbe,
Gefesselte Menschheit, so zogt ihr dahin. —
Doch was euch lebend — Jehova verwehrte;
Der Tod legt euch dennoch — in Deutsche Erde!

Günther-Günthershausen

Die Familie des letzten Zaren

In der Mitte Zar Nikolaus II., zu seiner Rechten seine beiden Töchter Olga und Anastasia, zu seiner Linken Kronprinz Alexey und die beiden Töchter Tatjana und Maria

Aufnahme: The Associated Preß



Zar Alexander III.

Aufnahme: Scherl Bilderdienst

Großfürst Georgiy Michailowitsch

Sasonow, russischer Außenminister 1914

Aufnahmen: Scherl Bilderdienst



Prinz Michailowitsch mit seiner Tochter Prinzessin Jossupoff, der Gattin des Prinzen Jossupoff, der Rasputin ermordete

Aufnahme: The Associated Preß



Kampf ohne Hoffnung

(Erinnerungen aus den letzten Kampfwochen des Weltkrieges)

Von G. Andresen

In den Darstellungen des Weltkrieges — insbesondere auch in den Regimentsgeschichten — findet das Erleben der letzten Wochen des Ringens an der Front nur dürftige Erwähnung. — Das ist erklärlich, denn nur ungern verweilt die Erinnerung des Soldaten in jenen Zeiten der Auflösung und des Niederganges, wo jeder Einsatz von tiefster Hoffnunglosigkeit begleitet war und sich im besten Falle das Verhängnis nur hinausschieben, nicht aber abwenden ließ.

Und dennoch gebietet die Gerechtigkeit, den „Letzten an der Front" — diesen einsam auf verlorenem Posten ausharrenden, zur Schlacke ausgebrannten Truppenresten — nicht nur ein mitfühlendes Herz, sondern die höchste Anerkennung für ihre Haltung entgegenzubringen. —

Während hinter ihm die Heimat und bald auch die Etappe in den Vernichtungtaumel der Revolution verfielen, stand der hundertfach zu Tode gehetzte Frontkämpfer einsam und von aller Welt verlassen vor dem Feind. Aus Heimat und Etappe drangen die Lockrufe der Revolution an sein Ohr und zerrten an seiner Pflichttreue, während gleichzeitig die feindliche Propaganda in das gleiche Horn stieß.

Und in all dem zermürbenden Gerede von „Frieden und Völkerversöhnung", in all dem niederziehenden Gewinsel „Deutscher" Zeitungen vor dem Versöhnungapostel Wilson griff der Feind unentwegt die Deutsche Front an und versuchte, dem Deutschen Heer nun endlich den langersehnten Vernichtungschlag beizubringen.

Wie kam es, daß der Frontkämpfer, der nach und nach auch seine letzten Kameraden vor dem Feind lassen mußte, in diesem entsetzlichen Kampf und unter einer schier untragbar erscheinenden seelischen Last dennoch immer wieder sein Leben in die Waagschale warf? — Wahrlich — es ist notwendig, vor solcher seelischen Größe ehrerbietig den Degen zu senken.

Unter den ungeheuerlichen körperlichen und seelischen Strapazen der ohne Ersatz und Ablösung durchgeführten Rückzugsschlachten wäre es ein Leichtes gewesen, sich — wie denn auch manche taten — mit gutem Gewissen krank zu melden. Nicht einmal die Urlauber fanden unter den Erlebnissen in der Heimat zur Truppe zurück, und der ausharrende Frontkämpfer war gewiß, daß nichts Ernstliches passieren

könnte, wenn auch er nun — wie manche andere — „in den Sack haute" und sich in die Heimat verdrückte. Das Maß des Leidens war übervoll und für die zu einem Millionenheer anwachsenden Drückeberger seine Haut zu Markte zu tragen und sich gar noch totschießen zu lassen, mußte ein immer unerträglicher werdender Gedanke sein. Überdies stand der Waffenstillstand und damit das Kriegsende unmittelbar vor der Tür. Sollte man das durch tausend Schrecken noch wie durch ein Wunder erhalten gebliebene Leben unter diesen Aussichten immer noch hingeben müssen? Wofür? — Damit der Waffenstillstand sich etwa noch verzögerte?

In diesem Höllenwirrwar der Gefühle blieb der abgerissene, schlecht ernährte und über die Maßen beanspruchte Frontkämpfer gleichwohl am Feinde.

Die Kampfbataillone zählten durchschnittlich kaum fünfzig Mann. In einem weitmaschigen Netz von schwach besetzten Widerstandsnestern verteidigte man eine langgestreckte Front, in der weite Lücken nur durch das Feuer der Batterien gedeckt werden konnten.

Und dennoch wurde hier gekämpft — mitleidlos und verbissen. Auf den Angriffsstoß folgte bis zuletzt der Gegenstoß, und es war erschütternd, zu sehen, wie so ein schwaches Häuflein von zwanzig Mann hinter einem bewährten Haudegen zum Sturm antrat, um ein ganzes, verloren gegangenes Dorf zurückzuerobern.

Was trieb denn eigentlich diese Männer zu solcher heldischen Haltung inmitten einer bleiernen Hoffnungslosigkeit? Daß in diesen verlorenen Haufen das heldische Deutschland seinen letzten Kampf kämpfte, ist wohl niemandem in das Bewußtsein getreten. Wohl aber empfanden diese Kämpfer klar, daß es eine Schande sei, an einer durch Not und Tod geheiligten Kameradschaft, die mit dem Blut vieler Tapferen geweiht war, Verrat zu üben. Das ließ die uns tief im Blut wurzelnde germanische Mannentreue nicht zu.

Vor diesem mahnenden Gefühl zerflatterten alle schwächlichen Bedenken und Überlegungen und trat der einfache Mann hinter dem sturmerprobten Führer zum Kampf — und wenn es sein mußte — auch zum Untergang.

Wo allerdings dieses starke Band der Kameradschaft fehlte, da war auch schnell der letzte Halt verloren.

Aus meinen schon 1919 niedergelegten Erinnerungen mögen die nachfolgenden Abschnitte zu diesen schicksalsschweren Wochen einige Streiflichter geben. —

In der ersten Oktoberhälfte 1918 war ich auf einige Tage nach Mons/Belgien kommandiert. Die Hoffnung auf den seit langem überfälligen Urlaub erfüllte sich nicht, und so saß ich denn am 15. 10. 18 wieder im Frontzug. Bevor mein Zug indessen den Bahnhof verließ, bot sich uns ein Anblick, der uns die Schamröte ins Gesicht trieb. Ein aus Deutschland kommender Transportzug, der seine Insassen an die Front befördern sollte, rollte unter militärischer Bewachung in den Bahnhof ein, hielt kaum, als auch schon aus Fenstern und Türen Deutsche Soldaten herausdrängten, um über die Schienen hinweg in einen in Richtung Deutschland bereitstehenden Zug hinüberzuwechseln.

Statt diesen elenden Deserteuren eins aufzubrennen, liefen die Begleitmannschaften mit fuchtelndem Gewehr hinter den Ausreißern her und vermehrten dadurch die Verwahrlosung.

Voll Ekel über dieses Bild wandten wir uns ab; doch sollten wir noch andere Kostproben vom „Geist" der Heimat und der Etappe bekommen.

Auf allen Bahnhöfen lungerten Scharen von Soldaten herum, die angeblich ihren Truppenteil nicht finden konnten, in Wahrheit aber nur dann ihren Standort änderten, wenn Schmalhans Küchenmeister wurde. Mit großer Gerissenheit verstanden es diese Drückeberger, wochenlang auf den Zügen hin und her zu gondeln und stets rechtzeitig auszusteigen, wenn die Front in brenzliche Nähe kam. Unterwegs bearbeiteten diese traurigen „Helden" ihre mitreisenden Kameraden, um Bundesgenossen im Werk der Sabotage zu finden.

„Mensch, — Du willst noch an die Front? — willst Dich wohl noch totschießen lassen, was? — ‚Na — die Dummen werden nicht alle'" — Solche Reden klangen unbekümmert aus den Abteils heraus, und niemand faßte zu, um derartigen Burschen endgültig das Handwerk zu legen. Die ganze furchtbare Saat einer weichlichen Strafrechtspflege, die wiederum die Folge einer unsäglich traurigen Innenpolitik war, ging nun sichtbar auf. — Die wachsenden Ansammlungen dieser Drückeberger mußten notgedrungen zu Verkehrs- und Verpflegungschwierigkeiten führen, und ich war gar nicht erstaunt, als mir ein Bahnhofskommandant während eines Aufenthalts erzählte, daß man plötzlich „die erbitterten alten Krieger" gespielt und das in seiner Obhut befindliche Verpflegungdepot „gestürmt" hätte.

Selbst für den noch ehrlich empfindenden Soldaten mußte es schwer halten, sich unter diesen Umständen noch zum Truppenteil durchzuschlagen; denn vielfach gaben auch die Auskunftstellen den Verbleib des Truppenteils bewußt falsch an, so daß die zurückkehrenden Urlauber so lange hin und her geschickt wurden, bis sie endlich reif zur Drückebergerei waren.

Als ich mit meinem Kameraden, Leutnant Mößner, auf der schwer umlagerten Auskunftstelle in Maubeuge nach dem Verbleib der 221. J.D. forschte, erhielten wir die Nachricht, daß die Division in das Elsaß verschoben worden sei. Da unsere Vertrauensseligkeit unter dem Gehörten und Erlebten schon arg ins Wanken geraten war, forschten wir auf anderem Wege nach und waren um eine faustdicke Lüge reicher, denn die Division kämpfte noch an der alten Front. Leider fehlte es an Zeit, den schurkischen Auskunftmann über den Tisch zu ziehen und ihm die Achterfront einzuheizen.

In dem Frontzug nach Avesnes trat das widerliche Maulheldentum der Etappe schon in den Hintergrund und gab der ernste, von Sorgen beladene Frontsoldat wieder den Ton an.

Aus tiefstem Herzensgrund aber atmeten wir auf, als wir bei der Truppe eintrafen und hier — wie von einer Irrfahrt zurückgekehrt — in herzlicher Freude empfangen wurden.

„Jetzt kriegen wir wieder Mut, Herr Leutnant!" strahlten die Kerls, die sich an den mich vertretenden Batterieführer nicht hatten gewöhnen können.

Schon am Morgen des 17. Oktobers rüttelte uns das Wummern eines mächtigen Trommelfeuers aus dem Schlaf. „Alarm!" — In kurzer Zeit war die Batterie marschfertig und rückte auf der nach Wassigny führenden Straße vor. Während Leutnant Neuhaus führte, ritt ich die Marschkolonne ab, um hier und da noch etwas

für die Stimmung zu tun. Zwar fehlten manche lieben Gesichter, doch an allen Fahrzeugen ertönten die Zurufe der alten erprobten Kämpen.

Es gibt nichts Schöneres, als an seiner in den Kampf ziehenden Mannschaft entlang zu reiten und durch ein paar kurze Worte jene innere Fühlung herzustellen, auf die es immer und ausschlaggebend ankommt.

Die 45er, denen wir als Begleitbatterie zugeteilt waren, marschierten uns voran. In Oisy le Verger, das noch nicht einmal von der Zivilbevölkerung geräumt war, gab es den ersten Dunst. Munitionkolonnen jagten durch die Gassen und trieben die Verwundeten — Leute der 3. Marinedivision — in die Hauseingänge. Mit langem Heulen fegten die ankommenden Granaten über die Dächer. Ihre schmetternden Explosionen beflügelten das Marschtempo. Bald war der Ort überwunden. Die durch einzelne Störungschüsse in ihrer Länge bestrichene Anmarschstraße war an der Arrouaise-Ferme durch einen Feuerriegel abgesperrt. Die Infanterie bog auf die Felder ab, um diesen Gefahrenpunkt zu umgehen. Wir konnten uns leider nicht anschließen, sondern mußten hindurch. „Abstände nehmen!" tönte es vielsagend von vorn, dann ging der Tanz los.

Wenn man seit einigen Tagen so etwas nicht mehr erlebt hat, bietet sich einem der volle Reiz der Neuheit. Zum Überfluß knallte ein mächtiger Hieb dicht neben meinen Gaul auf die Straßenböschung, als ich hindurchzackelte. Der hemmunglose Seitensprung, den mein braves Tier tat, hätte mich fast kopfüber in den Dreck gewirbelt. Zu guter Letzt blieb ich aber doch noch oben.

Dicht vor dem Ort Wassigny gingen wir auf einer Höhe in Feuerstellung. Der Ort lag vor uns wie auf einem Präsentierteller. Da noch leichter Nebel in den Niederungen lag, blieben die Protzen hinter unserer Höhe stehen. Der Feind schien einen Einbruch erreicht zu haben, denn überall gingen Gegenstoßtruppen im Gänsemarsch nach vorn. Zwei feindliche Flugzeuge, die uns überflogen, mußten die im Grunde haltenden Protzen doch entdeckt haben. Sie drehten um und stießen tief auf uns herab. „Protzen auseinander!" schrieen markerschütternde Stimmen, da war es auch schon zu spät. Ein berstender Wald von Explosionen sprang in der Mulde auf. Im ersten Augenblick schien alles vernichtet zu sein. Ganze Gespanne wälzten sich am Boden. Stöhnende Tiere und gellende Hilferufe. In ein paar langen Sätzen war ich unten. Sechzehn Pferde und fünf Fahrer bedeckten die Wallstatt. Ich zog die Pistole und schoß nacheinander sechs Pferde zusammen, die sich trotz gräßlicher Verletzungen wieder aufzurichten suchten. Tränen der Erschütterung standen in den Augen der unverletzt gebliebenen Fahrer. — Aber es war noch nicht genug. Die feindlichen Flieger kehrten nochmals zurück und schossen mit Maschinengewehren in das grenzenlose Knäuel Elend hinein. Nochmals stürzten zwei Tiere getroffen zu Boden.

Von unserer namenlosen Wut vermag man sich keine Vorstellung zu machen. Kaum auf dem Kampffeld angelangt, schien das Schicksal der Batterie bereits besiegelt zu sein.

Der noch als Batterieführer verantwortliche Leutnant Neuhaus litt unsäglich und war unter der Last der Verantwortung fast verstört.

Es half aber alles nichts, wir mußten handeln. Was an Pferden noch laufen

konnte, wurde in ein Buschwerk an der Arrouaise-Ferme geschickt, zugleich erhielt Wachtmeister Schramm den Befehl, aus irgendwelchen Kolonnen Ersatz beizutreiben.

Eine außerordentlich gedrückte Stimmung lastete den ganzen Tag über auf den Gemütern. Die 45er schanzten sich keine fünfzig Schritt vor den Rohrmündungen in den Boden und brauchten nicht mehr anzutreten. Ihr Kommandeur — der alte Major Hartog — bezeugte uns zu unserem Unglück seine Teilnahme, nahm mich beiseite, um mir flüsternd die neueste Nachricht, wonach der Feind einen Waffenstillstand nur gegen völlige Entwaffnung des Deutschen Heeres bewilligen wollte, mitzuteilen. „Das machen wir niemals mit, Herr Major!" entgegnete ich ihm, worauf dem alten Herrn die Rührung in das Gesicht trat.

Um das Maß des Unheils voll zu machen, zerflatterte der am Abend angesetzte Gegenstoß gegen den eingebrochenen Engländer in einem verheerenden Vernichtungfeuer. Nur einer schien sich vor den stärkeren Gewalten nicht beugen zu wollen — der General v. La Chevallerie. Ohne jede Begleitung sahen wir ihn in eiserner Gelassenheit auf der schwer beschossenen Chaussee nach vorn schreiten. Mir kam unwillkürlich der Gedanke, daß er den Tod suche. —

Kalt und mürrisch stieg der 18. Oktober — der Schlachttag von Wassigny — heran. Fröstelnd erhoben wir uns aus den feuchten Trichtern, als auch schon Wachtmeister Schramm mit der Meldung kam, daß er zwanzig Ersatzpferde beschafft hätte. — „Da kann es ja wieder losgehen" begrüßten wir ihn. — Und es ging los.

Um die Mittagszeit brummte schlagartig ein wildes Trommelfeuer in unserer Gegend, so daß an den feindlichen Absichten kein Zweifel bleiben konnte. Die noch immer dicht vor uns liegenden Schützen steckten aufmerksam die Köpfe aus den Fuchslöchern, fuhren aber ruckartig in sich zusammen, als wir ihnen mit voller Wucht unser Sperrfeuer über den Helm bliesen. Der Feind schoß auffallend stark mit Nebel- und Schwefelgranaten, was auf einen Tankangriff hinzudeuten schien. Er sollte nur kommen, der Tommie — dafür standen wir gerade richtig.

„Feind in Wald von Meanevrêt eingedrungen — Augen nach links!" Keuchend vor Atemnot schrie ein Meldegänger uns diese Hiobspost zu. Die Sache schien allzuschnell eine bedenkliche Wendung zu nehmen. Mit aller Kraft trommelte der Feind jetzt auf unsere Höhe. In der Schützenlinie gab es binnen kurzer Zeit mehrere Volltreffer. Doch die wackeren Ostpreußen wichen und wankten nicht.

Wenn schon — denn schon! — mir war alles egal.

Von verständnisvollen Blicken begleitet, zündete ich mir eine Großkampfzigarre an und wanderte seelenruhig hinter den sich an den Schutzschilden bergenden Bedienungen auf und ab. Trotzdem eigentlich von links Gefahr drohen sollte, feuerten wir unentwegt unseren Feuerriegel vor Wassigny und das nördlich anschließende Gelände. Das war recht getan, denn plötzlich rannte ein Artillerieoffizier durch Qualm und Pulverdampf auf mich zu. „Feind in Wassigny!" schrie er mit überschnappender Stimme, „meine Batterie ist genommen — dort! — da stehen die Geschütze! — und da! — da ist der Feind!!" Er zeigte aufgeregt durch den lichter werdenden Qualm auf die Nordostecke von Wassigny, die wir sogleich mit direktem Schuß unter Schnellfeuer nahmen.

Wenn wir jetzt nicht richtig hinlangten, mußte in kurzer Zeit auch bei uns unangenehmer Besuch erscheinen. Vorsorglich schickte ich zur Infanterie, um sie von der Umfassung Wassignys aus nördlicher Richtung zu verständigen. Beruhigend tauchten sofort Stahlhelme auf und die Maschinengewehre begannen zu schnattern.

Wir müssen nun dem Tommie gründlich die Petersilie verhagelt haben, denn es ließ sich niemand mehr sehen, der unsere Höhe anzugreifen gewagt hätte.

Zu meinem Schmerz kam auch das Großwild — die Tanks — nicht, wir hätten sie meisterlich empfangen können.

„Herr Kamerad! — darf ich um Ihren Namen bitten?" fragte mich unvermittelt der unglückliche Batterieführer. Nachdem ich etwas erstaunt Auskunft gegeben hatte, sprach er von seiner Sorge, daß er sich wegen des Verlustes der Geschütze zu verantworten haben würde und daß ich ihm als Zeugen dienen müsse. — Aber diese Seite des Krieges hatte ich noch niemals nachgedacht. Um so mehr mußte ich diesen Offizier anerkennen, der noch in den letzten Kriegswochen darauf Bedacht nahm, daß ihn und seine Leute kein Makel treffen konnte.

Trotzdem die Feuerwalze über uns hinweggegangen war, konnte unsere Lage nicht als rosig angesehen werden; denn das offene Herumböllern auf der Höhe und in Sicht des Feindes mußte über kurz oder lang zum Verderben führen.

Bevor aber noch Unheil eintrat, enthob uns ein Rückzugsbefehl aller weiteren Sorgen. Wir zogen die Kanonen hinter die Höhe und jagten — in der Mulde aufprotzend — davon. Der Rückzug hinter den Oise-Kanal war bereits in vollem Gange. Mit zwei Kanonen deckte ich noch bis in den späten Abend an der Arrouaise-Ferme den Rückzug der auf der Höhe verbliebenen Nachhut, dann zogen wir uns um Mitternacht zusammen mit der Infanterie über den Kanal zurück. In der Nähe eines brennenden Heuschobers verbrachten wir in reichlichem Heu eine märchenhaft ruhige und erquickende Nacht.

Die braven Gäule standen bis zum Bauch im Futter. Ihr zufriedenes Fressen und Schnauben empfand ich als eine freundliche Schlafmelodie.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, bot der inzwischen zur Frontlinie gewordene Kanalgrund einen wunderbaren Anblick. Dichte Nebelschwaden brauten aus der Tiefe hervor und tauchten die Landschaft in ein milchiges Weiß, auf dem die Spitzen der Bäume und Dächer zu schwimmen schienen. Wohlig in einem halb abgetragenen Heudiemen liegend genoß ich das unbeschreiblich schöne und friedliche Bild. Die Sterne blinkten noch am Himmel. In wohltätiger Ruhe und Majestät schien die Natur alles Erdenleid in barmherzige Schleier hüllen zu wollen.

War über Nacht der Friede angebrochen?

Ganz in Betrachtung versunken riß mich ein Meldegänger aus dieser schönen Illusion. „Herr Leutnant übernimmt wieder die Batterie und tritt zum I.R. 41 in Bergues" — meldete sich die rauhe Wirklichkeit. Mit einiger Überwindung rang ich mich aus diesem Zauberland los. Es war also immer noch Krieg, — hol es der Henker! —

* *

In der letzten Oktoberwoche befanden wir uns als Eingreifstaffel erheblich weiter südlich an der französischen Angriffsfront, um auch hier die mürbe Front zu stützen.

In Chévrésis hatte der prächtige Major Kloebe mit seinen 41ern sein Hauptquartier. Als ich ihm die Begleitbatterie meldete, ließ er erfreut über unsere Frische einen Schnaps anfahren und erläuterte mit verschmitztem Lächeln die Lage. „Die Front beult sich auch hier wieder" — meinte er — „Sie müssen wissen, daß wir als Korsettstange zu dienen haben." — „,Korsettstange Kloebe' ist großartig" lachte ich. — „Ja," strahlte er, „geschmeidig und doch fest!" —

Wenn man bedenkt, daß die kämpfende Truppe jede Hoffnung auf eine sich zum Widerstand aufraffende Heimat unwiderruflich begraben und sich daher zwangsläufig aus eigener Kraft bis zum letzten Mann zu wehren hatte, so ist der Geist, wie er von Männern wie Major Kloebe sieghaft in die Truppe strahlte, nicht hoch genug zu veranschlagen. Der mannhaft trotzige Wille, den freudigen Geist, in welchem sich Tausende geopfert hatten, bis zuletzt hochzuhalten, prägte sich in kraftvollen Naturen angesichts des jämmerlichen Versagens der Heimat nur noch deutlicher aus. Und so kam es, daß die „Korsettstange" mehr tat, als ihre Schuldigkeit war. Sie hielt nicht nur, sondern stieß in kraftvollen Gegenstößen den nur noch sehr mäßig kämpfenden Franzosen in die Weichen. Mit dem Sinken der Kampfkraft auf beiden Seiten verlor die Zahl ihren Wert und der sogenannte „schneidige Hund" zeigte sich in seiner ganzen Größe. Was galt Anschluß, Flankenbedrohung oder sogar Umfassung! Diese Sturmgesellen kannten ihren Gegner, und ihres eigenen Wertes bewußt schlugen sie sich überall durch. Was an Heldentaten geleistet wurde, rankte sich um wenige Namen. „Es sind doch immer dieselben" — das war in diesen Tagen das geflügelte Wort, mit dem man sich auf dem Felde des Zorns gegenseitig begrüßte.

Hinter den Mauern eines Fabrikgebäudes in Chévrésis harrte die Batterie gewöhnlich auf den Augenblick des Vorbrechens. Unter starkem, aber wenig gezielten Artilleriefeuer griff der Franzose Tag für Tag die Deutschen Linien an und regelmäßig wurde unser Eingreifen nötig. Wie die wilde Jagd preschten wir dann aus dem Versteck hervor, überholten oftmals noch die im Gänsemarsch vorstrebenden 41er und protzten auf beherrschenden Höhen ab, um mit direktem Schuß die Vorarbeit zu leisten. War der Stoß geglückt, so bauten wir ab und zogen uns in die Fabrik zurück. Gut mit der Infanterie eingespielt und fern von allem Papierkrieg war das ein wildes und schönes Kriegerdasein.

Die Stellungdivisionen machten uns allerdings redlichen Verdruß. Eine Ferme, die angeblich im Gegenstoß wieder genommen werden sollte, mußte von mir auf dringenden Befehl unter Feuer genommen werden. Ich knallte eine Salve hinein, worauf sofort grüne Leuchtkugeln, die Zeichen für Kurzschüsse, aufstiegen. Nachdem das Feuer vorverlegt war, warteten wir vergebens auf den Gegenstoß. Er kam nicht, obwohl er hinterher noch mehrmals angesetzt sein sollte.

Hinterher stellte sich heraus, daß unsere 41er die Herren der Ferme waren und sich bitter über die Beschießung durch eigene Artillerie beklagten.

Am 30. 10. 18 warf ein kümmerlicher Angriff die Stellungdivision über den Haufen. Wir sahen die traurigsten Bilder von Verwahrlosung. Major Kloebe, der sich dieser „verplatzten" Division in Chévrésis entgegenstellte, wurde von wider-

lichem Gesindel bedroht und konnte sich nur mit der Pistole Respekt verschaffen. Wie nicht anders zu erwarten war, verkrümelten sich diese Gesellen, als Major Kloebe, den seit 1917 der Pour le mérite zierte, sie vorführte. Bei unserer auf der Höhe befindlichen Feuerstellung bildete sich nach und nach eine neue Widerstandslinie... Für die „verplatzte" Division schob sich das Rekrutendepot Metz unter Führung eines alten Majors heran. Als wir die junge, teilweise noch mit blauem „Krätzchen" ausgerüstete Truppe erblickten, schüttelten die alten Krieger das Haupt, und: „Deutschlands letzte Rettung" ging es trübe von Mund zu Mund.

In der Nacht, die wir wieder in der Fabrik zubrachten, kam der Befehl zum sofortigen Rückzug, den ich aber nicht ausführte, weil eine ungestörte Nachtruhe wichtiger schien.

Beim Feinde stand es — wie zahlreiche Anzeichen bewiesen — durchaus nicht besser als bei uns. Mit ein paar schneidigen Divisionen alten Schlages hätten sich riesige Erfolge erringen lassen. Aber weder wir noch der Feind hatten sie, und so arbeitete die Zeit angesichts der Zustände in der Heimat für den Gegner und ließ einen billigen Sieg heranreifen.

Noch am Abend des nächsten Tages kamen unverwüstliche 41er aus der berüchtigten Ferme zurück und lieferten sogar Gefangene ab. —

Nachdem wir uns in Monceau le Neuf zu neuen Taten bereitstellten, brachte der 1. November den Rückzug in die Hermanns-Stellung.

Man verpumpte uns jedoch sofort an das 10. schlesische Grenadierregiment, das westlich Faucouzy in vorderster Linie lag und sich als gute Truppe erwies. Der Kommandeur dieses Regiments hielt zunächst große Stücke auf den „moralischen Faktor" und ließ uns in voller Bespannung nutzlos dicht hinter der Front herumstehen, bis ich ihm in seinem Gefechtsstand in der Harbes-Ferme die Sinnlosigkeit dieser Maßnahme mit Erfolg klar machen konnte. Nachdem er aber Vertrauen gefaßt hatte, ließ er mir völlig freie Hand.

Was früher Chévrésis war, wurde nun Sains-Richaumont. Sobald sich etwas rührte, jagten wir bis an die Straßenkreuzung Le Hérie—Housset vor, um von der dortigen Höhe ein gewichtiges Wort mitzusprechen. In der Dunkelheit holten uns die Protzen wieder ab, und wir warteten auf neuen Alarm.

In diesen trüben Novembertagen gab auch ein Kampfverband, der sich aus in Rußland gefangen gewesenen Soldaten zusammensetzte, an unserer Front eine wunderliche Gastrolle. Die Führer, die ihre Pappenheimer zu kennen schienen, ließen uns die Warnung zukommen, nur ja nicht zu weit vorzugehen, da die Leute vollkommen „unsicher" seien.

Und in der Tat! — Die ganze Gesellschaft, die mit uns von Richaumont aus den Vormarsch antreten sollte, war im Umsehen in die „Marschrichtung Heimat" geraten.

Die Toten der preußischen Garde, die im August 1914 in dieser Gegend einen heldenhaften, aber unendlich blutigen Sieg erfochten hatten, müssen sich vor Scham im Grabe herumgedreht haben.

Das russische Schauspiel hielt uns nicht ab, den bedrohten schlesischen Grenadieren mit doppelter Kraft beizuspringen. Wir riefen den Ausreißern die urwüchsigen

Schimpfworte nach und preschten in Deutschem Männerzorn auf die alte Höhe an der Straßenkreuzung.

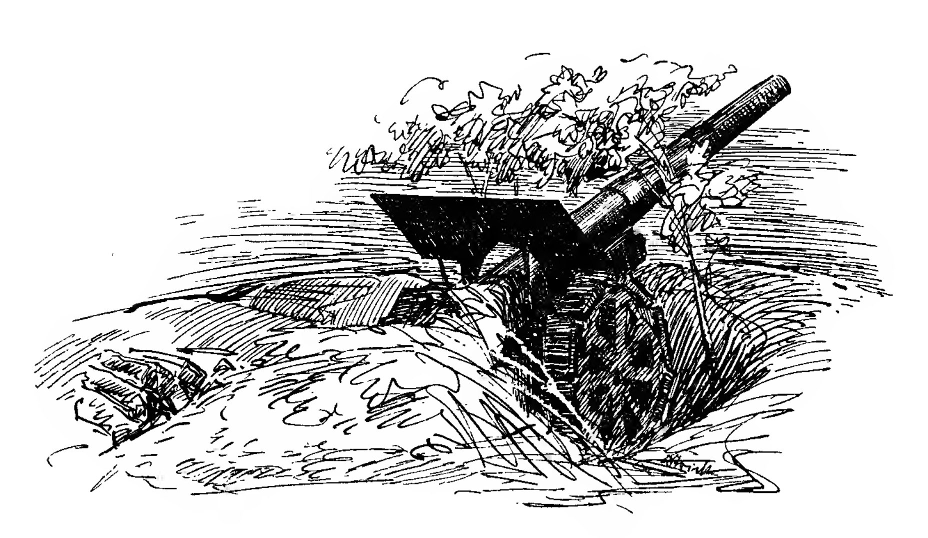
Dieselbe Höhe erkor sich eine andere, forsch auffahrende Begleitbatterie, in deren Führer ich zu meiner allergrößten Freude den alten Recken Loye erkannte.

„Mensch, Loye! — wie kommt denn hier Kuhmist auf's Dach?" „Jä, — dat magst woll segg'n!" lachte er aus vollem Halse. Nachdem wir dem Franzmann gehörig eingeheizt hatten, fanden wir uns zu einem gewaltigen Kriegsrat zusammen. „Diese dürftigen Veranstaltungen müssen endlich mal aufhören" — ließ er sich vernehmen —, „wir müssen den Infanteristen mal zeigen, was 'ne Harke ist. — Wir machen jetzt einfach für uns einen Stoßtrupp auf und holen ein paar Franzosen." —

Nachdem ich mich für diesen Plan erwärmt hatte, wurde die nötige Mannschaft aufgerufen. Was wir kaum zu hoffen gewagt hatten, wurde Tatsache. Es meldeten sich mehr Stoßtrüppler als wir brauchen konnten.

Schon sollte mit dem Einschließen begonnen werden und war ein dritter Batterieführer als „Artilleriekommandör" gewonnen, als der Rückmarsch in die Antwerpen—Maas-Stellung den ganzen Plan über den Haufen warf.

Es war der letzte Tag an der Front.





Ein Beispiel von Volksverhetzung

Von Hans Schirike

Es war im Sommer 1930. Bei großer Hitze hatten wir vom frühen Morgen an in einer Anzahl von Dörfern Plakate geklebt und Flugzettel des Hauses Ludendorff verteilt. Am späten Nachmittag kamen wir vier Ludendorffer in das Städtchen B., das mit dem Rest unserer „Munition" belegt werden sollte. Unsere Räder stellten wir in einer Gastwirtschaft unter. Je zwei und zwei zogen wir los. Es dauerte nicht lange, da kamen unsere beiden Freunde hinter uns her und warnten uns vor Kommunisten, die hier einen Umzug haben und sie mit dem Ruf: „Hier sind ja die Nazis, die hier die ganze Umgegend beklebt haben!" entdeckten. Wir wollten aber ruhig weiterverteilen, jedoch zusammenbleiben. Da kam aber schon der Umzug auch hierher. Mit roten Fahnen, Hetzrufen und Verteilen kommunistischer Flugblätter ging der ziemlich lange Zug vorüber. Alle Teilnehmer des Zuges grinsten uns an und hielten uns sicher für sehr dumm, daß wir uns nicht verdrückten. Der Zug war noch nicht vorbei, als die Spitze schon wieder zurückkam, da die Straße dort allmählich in eine Chaussee überging. Obwohl der Zug nun noch dichter an uns vorüberging, sah jeder steif an uns vorbei oder nach der anderen Seite. Komisch, dachten wir. Dann verteilten wir unsere Flugblätter weiter. Aber da kamen nach einiger Zeit zwölf bis fünfzehn Kommunisten mit einer roten Fahne mit der Aufschrift „Barrikade" zurück. Gilt das uns? Sollten wir uns verduften? Nein, wir waren ja auch vier Mann. Und richtig! „Was habt Ihr da?" Wir zeigten ihnen die Flugblätter, blieben ruhig und versuchten ihnen klarzumachen, was Ludendorff will, entgegneten, daß Ludendorff weder „Massenschlächter" noch „Großkapitalist" ist, im Gegenteil, es mit jedem ehrlichen Deutschen hält und sich deshalb auch von den vermorschten und korrupten „oberen Zehntausend" losgesagt hat. Aber sofort, wenn sie einen Augenblick ruhig zuhörten, hetzte ein Judenlümmel — offenbar ihr Anführer — seine Genossen immer wieder auf. Die Gruppe wurde dann plötzlich durch einen anderen Kommunisten zurückgerufen.

Inzwischen war es spät geworden. Wir holten unsere Räder und fragten in der Gaststube den Wirt nach dem Weg. Einer fuhr von dort mit der Bahn nach Hause. Wir drei anderen wollten mit dem Rad fahren. Der einzigste Gast erklärte uns auch noch den Weg und verließ den Raum gleich hinter uns. Angetrunkene Gestalten riefen uns draußen nach: „Ihr seid ja verkappte Offiziere! Wartet! Heute noch auf stolzen Rossen, morgen durch die Brust geschossen!"

„Aha!" dachten wir.

Am Ausgang des Städtchens überholt uns ein Lastauto mit Anhänger voller Kommunisten. Es ist jetzt dunkel. Etwa einen Kilometer vor uns sehen wir am Schlußlicht das Lastauto bei einem anderen parkenden Auto halten. Rot-Front-Rufe herüber und hinüber. Also nach eins! Das zweite Auto fährt uns plötzlich entgegen. Um sicher zu gehen, biegen wir links in einen Feldweg ein, auf dem wir wieder auf die Chaussee zu kommen hofften. Das Auto hält vor dem Feldweg, muß uns in der Dunkelheit aber nicht mehr entdeckt haben und fährt langsam weiter. Also, sie sind tatsächlich hinter uns her, denken wir. Der Weg endet auf einem Gehöft. Leute kommen: „Ihr seid es wohl, die hier in der ganzen Gegend die Zettel geklebt und verteilt haben! Hier geht es nicht weiter, fahrt man wieder zur Chaussee zurück!" Also kehrt! Aber die beiden Lastwagen fahren dort noch auf und ab. Also auf halbem Wege zur Chaussee querfeldein bis wir auf eine andere kommen, die — wie wir wußten— die erste kreuzt. Aber da kamen Hunde, die auf dem Gehöft losgekettet worden sein mußten und bellten hinter uns her. Von der Chaussee her mußte das zu hören sein. Da ein hoher Zaun! Die Hunde konnten wir zurückjagen; aber kommen wir denn mit den Rädern über den Zaun, der oben außerdem noch mit Stacheldraht verbunden ist? Vielleicht kommen wir doch über die Chaussee, wenn die Autos nicht in der Nähe sind. Auf der anderen Seite wird uns dann keiner vermuten. Also am Zaun entlang bis zur Chaussee. Aber auch parallel zur Chaussee ging der Zaun. Also doch rüber. Mit zwei Mann und den drei Rädern waren wir drüben; aber da kam wieder eines der Autos mit Anhänger. Wir warfen uns hin. Ich liege auf dem Rücken, alle viere von mir gestreckt. Helles Scheinwerferlicht. Das Auto hält und — fährt wieder weiter! Dachten sie, daß ihre Genossen ihre Arbeit schon erledigt hatten? Wir packen unsere Räder, nehmen sie auf die Schulter und rennen quer über die Straße. Aber leider zu früh! Wir werden noch gesehen, das Auto bremst kurz und wir sehen noch die ersten Gestalten herunterspringen und hinter uns herlaufen. Aber in der Dunkelheit entkommen wir, ohne unsere Räder liegen zu lassen.

So, nun zu irgend einer anderen Chaussee und nach Hause! Wir stolpern über Äcker und Gräben, finden aber keinen Weg. Wir müssen mal verschnaufen, sehen uns um. Da sehen wir längs der Chaussee in regelmäßigen Abständen kleine Lichter. Vielleicht hatten sie Fahrräder auf den Autos, oder sind es Taschenlampen? Im Weitergehen sehen wir, wie es immer mehr Lichter werden, die sich nach beiden Seiten zu ausdehnen, bis wir in kurzer Zeit in einem großen Dreieck so umzingelt sind. Nur zwei Stellen bleiben dunkel. An der einen muß ein Kanal sein, an der anderen ein Weg oder eine Chaussee. Diese dunkle Stelle sollte sicher die Falle sein, in die wir gehen sollen. Sollen wir durch den Kanal schwimmen? Nur, wenn es nicht anders

geht; denn wir mußten die Räder zurücklassen. Wir müssen uns auch ausruhen. Wir werfen uns auf einem Acker hin, da wir kein Versteck finden können, und halten Ausschau. Da sehen wir, wie mit Lampen und Taschenlampen stundenlang um uns herum jeder Strauch, jeder Busch und Baum, jeder Knick und alles durchsucht wird. Wie gut, daß wir kein Versteck fanden. Oft kommen Gruppen in unsere Nähe. Ein Mann und eine Frau, beide wohl unbeteiligt, gehen gerade auf uns zu. Die können uns verraten, wenn sich die Frau erschreckt und vielleicht loskreischt. In drei Meter Entfernung gehen sie vorbei, ganz langsam, und sehen uns nicht! Wir frieren jämmerlich, müssen aber weiter unbeweglich liegen. Meine Kameraden waren Frontsoldaten, im Kriege hatten sie Waffen und Feinde vor sich. Hier waren wir waffenlos irregeführten und aufgehetzten Menschen preisgegeben, die unsere Volksgeschwister sein sollten. Wir schreiben einen Zettel: „Wir werden von Kommunisten verfolgt." Unsere Namen und Anschriften mit darauf. Einer kriecht zu einem Stein und legt ihn mit einem kleineren beschwert darauf. Wenn sie uns finden, wollen wir nach verschiedenen Seiten auseinanderlaufen und jeder auf eigene Faust versuchen, durchzukommen.

Da, Trompetensignale. Die Lichter erlöschen. Motorengeräusch. Geben sie es auf? Wir trauen dem Frieden noch nicht recht und bleiben noch etwas liegen. Richtig! Plötzlich sind alle Lichter wieder da und die Sucherei geht von neuem los. Ich schlafe immer wieder ein vor Übermüdung und werde von meinen Kameraden nur angestoßen, wenn sich jemand nähert. Dann graut der Morgen und sie fahren ab.

Wie haben es doch Rom und Juda verstanden, das Deutsche Volk zu zersetzen und in Haß einander zerfleischen zu lassen. Hier jagen an hundert Menschen eine ganze Nacht hinter drei anderen Deutschen her, die nichts weiter verbrochen haben, als daß sie ihre gemeinsamen Feinde erkannt haben und ihren Volksgeschwistern diese zeigen wollen. Möge das Deutsche Volk aus der Geschichte lernen und solch Geschehen unmöglich machen!

„Die Befreiung des Deutschen Arbeiters ist nur möglich mit der Loslösung der Deutschen Wirtschaft aus den Händen internationaler Weltkapitalisten und des Deutschen Menschen aus der Zwangsjacke der internationalen, christlichen Kirchen, aber auch aus der der Trusts pp. und Gewerkschaften und sonstigen wirtschaftlichen und politischen Gebilde, die den Deutschen den überstaatlichen Mächten dienstbar machen."

Erich Ludendorff, 1931, „Ludendorffs Volkswarte"

Christliche Mission in China

„Denn nimmt dir einer deinen Hut,
So reich' ihm auch den Mantel dar";
So predigt' froh und wohlgemut
In China einst ein Missionar.

Ein Chinamann, der dies und das
Hört' an der Christenlehre loben,
Der machte schließlich sich den Spaß,
Dieselbe praktisch zu erproben.

Und da des Priesters Hut nicht weit
Vom Standort seines Trägers hing,
Stahl er den Hut, so, daß die Tat
Dem Blick des Pred'gers nicht entging.

Denn kaum, daß dieser recht begriff,
Worauf es abgesehen war,
Da wandelte zur Furie sich
Der gute brave Missionar.

„Haltet den Dieb", so schrie er laut
Und raste schnurstracks hinterdrein,
Es dauerte auch gar nicht lang
Da holt' den Dieb er keuchend ein.

„Her mit dem Hut, du Diebsgezücht",
So schrie er den Chinesen an,
Der Gelbe lacht ihm ins Gesicht,
Reicht ihm den Hut und sagte dann:

„Das ist fürwahr ein trefflich Ding,
Herr Missionar, ich dächte doch,
Wenn's nach der Lehre Christi ging,
Ihr brächtet mir den Mantel noch."

Heinz Hugo Brinkmann

Der verkannte Segen

Genua. In einem Dorf bei Genua wurde kürzlich der massige Bulle des Bauern Masseroti zum Schlachthaus getrieben, und er trottete auch ganz gemütlich seinen Todesweg dahin, bis ihm plötzlich eine Prozession Priester begegnete, die dabei waren, die Felder und Fluren zu segnen. Der Bulle sah in ihren Bewegungen eine Bedrohung, die er sich nicht gefallen lassen wollte. Also riß er sich los und stürmte gegen die „Feinde", die ihr Heil in wilder Flucht suchten. Mit wehenden Meßgewändern rannten die Priester über die benachbarten Felder, hinterher der Bulle in wütender Verfolgung. Er gab die Jagd erst auf, als der „Feind" im Dorfgasthaus Zuflucht gefunden hatte.

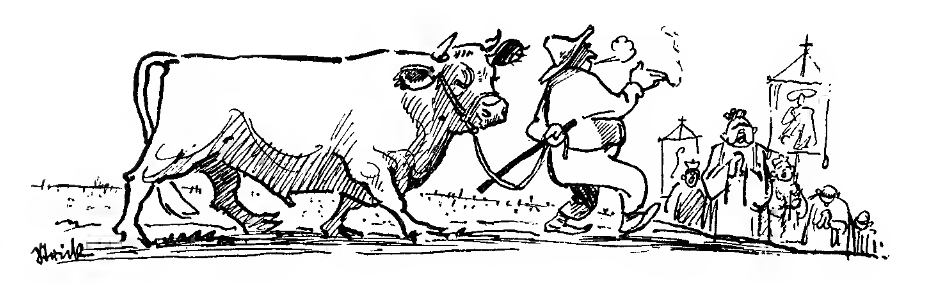
(„M. N. N." 1. 6. 1939, Nr. 152, Seite 5)

Der verkannte Segen

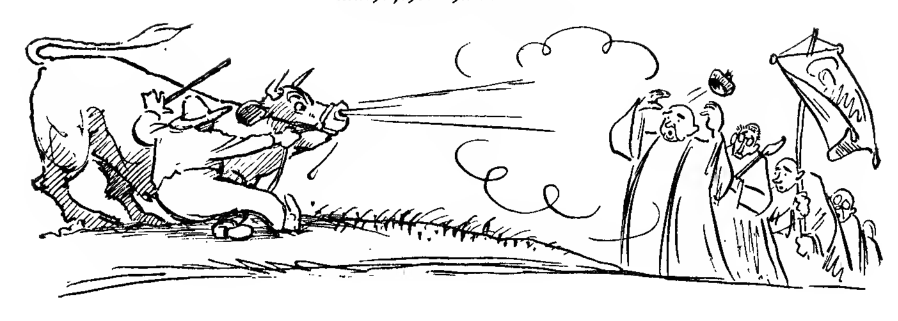
Zeichnungen und Gedicht von Hans Günther Strick

Wenn man die Felder öfter segnet
und singt dazu 'nen frommen Text,
ist das so gut, als hätt's geregnet,
worauf nun alles besser wächst.
Um gute Ernte zu erringen,
ein Düngen gar nicht nötig ist!
Nein, laßt nur Prozessionen singen,
das ist der allerbeste Mist!

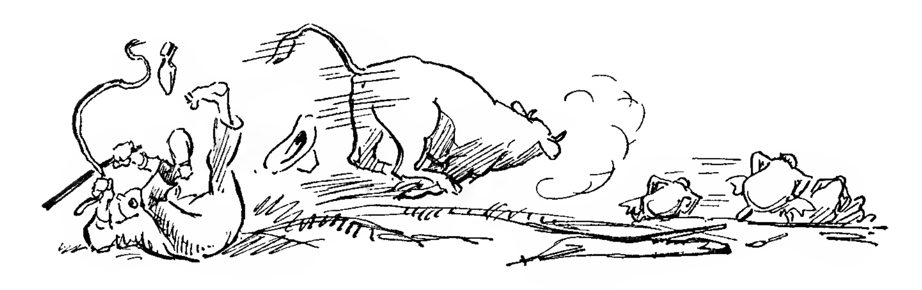
Hört nun, was in Genua
solcher Prozession geschah:
Ein Bulle ging den letzten Gang
ganz sanft und gar nicht bös,



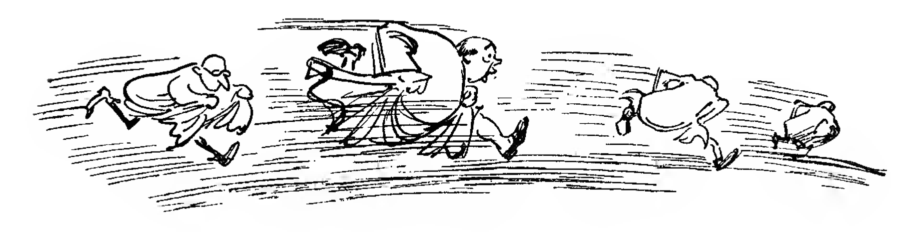
Doch einer Prozession Gesang
macht scheu ihn und nervös.



Den Priestern war das höchst fatal,
denn niemals will der Fromme,
daß er aus ird'schem Jammertal
schnell in den Himmel komme!



Und fiel's der Prozession auch schwer,
sie ist mit Ächzen und Schnaufen
— der Bulle immer hinterher —
einen Bombenrekord gelaufen.



Wer Läufer zu solcher Leistung trainiert
wird sonst geehrt und geachtet
und von Sportvereinen engagiert!
Doch der Bulle wurde geschlachtet.

